

die Psychotherapeutin

■
Psychotherapie und Sozialpsychiatrie
8: Frühjahr 1998

Herausgegeben von Beatrice Alder, Basel
Ulrike Hoffmann-Richter, Basel
Ursula Plog, Berlin
Unter Mitarbeit von Johanna Lalouscheck, Wien
Almuth Massing, Göttingen
Mariele Ritter-Gekeler,
Müllheim/Baden
Angela Schürmann, Lübeck

Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag



die Psychotherapeutin

erscheint halbjährlich im Frühjahr und im Herbst
in der Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag gemGmbH,
Thomas-Mann-Straße 49a, D-53111 Bonn

Herausgegeben von Beatrice Alder

Buchhandlung Das Narrenschiff GmbH
Postfach 611, CH-4051 Basel

Dr. Ulrike Hoffmann-Richter (geschäftsführend)
Psychiatrische Universitätsklinik
Wilhelm-Klein-Str. 27, CH-4025 Basel

Dr. Ursula Plog
Tagesklinik Reinickendorf
Romanshorner Weg 165, D-13407 Berlin

Sekretariat

Nadia Strasser
Psychiatrische Universitätsklinik
Wilhelm-Klein-Strasse 27
CH-4025 Basel
Tel.: 061 325 52 40
Fax: 061 325 55 82

Einzelpreis: DM/sFr. 25,-; ÖS 183,-

Abonnement: jährlich DM/sFr. 45,-; ÖS 329,-

Bestellungen nehmen der Verlag sowie alle Buchhandlungen entgegen.

Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Die Psychotherapeutin: Zeitschrift für Psychotherapie.-

Bonn: Ed. Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verl.

ISSN 0946-3453

ISBN 3-88414-286-0

© Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag, Bonn 1997

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Marina Broll, Dortmund

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck



die Psychotherapeutin

freut sich über die Zusendung von Manuskripten. Dies können klinische Beiträge sein ebenso wie theoretische Aufsätze, Buchbesprechungen, Kongreßberichte, Veranstaltungshinweise und anderes mehr.

Die Publikationssprache ist deutsch, Übersetzungen aus anderen Sprachen sind sehr willkommen. Das Lektorat liegt bei der geschäftsführenden Herausgeberin.

Sprachliche Gleichberechtigung von Mann und Frau wird vorausgesetzt, ohne daß der Sprache Gewalt angetan wird. Dies bedingt einen bewußten und kreativen Umgang mit der Sprache.

Postadresse für Beiträge ist diejenige der geschäftsführenden Herausgeberin.

Inhalt

Editorials:	
Autor XY, Helfer	5
Wieviel Alltag braucht die Psychotherapie?	6
Beruf Mutter	
Psychoanalytisch orientierte Supervision mit Pflegemüttern in einer Einrichtung für- sorgender Erziehung	
<i>Astrid Kloth</i>	15
Psychotherapeutische Arbeit in der Berufsberatung der Schweizerischen Invalidenversicherung (IV)	
<i>Regina Grieder-Winzeler</i>	31
»Gestundete Zeit...«	
Freiwilligenarbeit in der Psychiatrie	
<i>Irene Wirz</i>	41
Interview mit Vreni Diserens, VASK	
Wieviel Therapie brauchen Angehörige?	48
Interview mit Hanna Bauer und Sieglinde Hoffmann-Richter	
Ein voller Beruf – ehrenamtlich, versteht sich	52
Gespräch mit Danaé von Orelli	
Unterrichten zwischen Didaktik, Pädagogik und Therapie	63
Lehre als Therapie: Für wen?	
Versuche mit psychoanalytischer Pädagogik an der Universität	
<i>Irmgard Eisenbach-Stangl</i>	70
Mütter als Therapeutinnen	
Gedanken zum Thema	
<i>Reinhild Pickl</i>	78
Bücher als Katalysatoren	
<i>Beatrice Alder</i>	84
Interview mit Irene Dill	
Das erste Haus	88
Interview mit Rita Dolder	
Die Prostituierte als Therapeutin für den Mann?	96

Betreuung von Langzeitarbeitslosen in Österreich	
<i>Doris Cech</i>	107
Forum	
Korrigendum	110
Bücher	110
Der Blick auf andere Bücherregale	116
Die Autorinnen	118

Autor XY, Helfer

Editorial der mitherausgebenden Verlegerin



Beatrice Alder

Mit diesem Titel begann in einer schweizerischen Tageszeitung das Porträt eines bekannten Autors von sog. Lebenshilfe-Büchern. Der selbsternannte Helfer charakterisiert sich im weiteren damit, daß er niemandes Schüler sei, sondern seine eigene Psychologie mache. Im Unterschied zu den vielen Therapeutinnen des Alltags, die unserem Heft den Titel geben und den unzähligen Schwestern der im Heft zu Wort kommenden, verdient unser Autor XY damit sein großes Geld. Die Rentabilität einer Handlung ist offensichtlich keine Antwort auf die Frage, die die Herausgeberinnen der Psychotherapeutin in Heft 8 stellen: die Frage danach, was an der Schnittstelle zwischen Professionalität und Dilettantismus, zwischen Berufs- und Freiwilligenarbeit abläuft. Im allgemeinen kommt der Alltag der professionellen Therapeutinnen in der Psychotherapeutin zur Sprache. In dieser Nummer sind es die Therapeutinnen des Alltags – und ihr Alltag. Dieser ist geprägt dadurch, daß ihr therapeutisches Handeln eigentlich ein unfreiwilliges ist; es ist nicht ihr Beruf, sondern eine Art Nebenprodukt. Sie werden dafür auch nicht bezahlt, ihr Einsatz erscheint in keinem Bruttosozialprodukt. Gäbe es sie aber nicht, würde sich dies bemerkbar machen dadurch, daß noch mehr Menschen durch Maschen des sich ohnehin auflösenden sozialen Netzes fallen würden. Wir – seien wir nun Buchhändlerinnen, Pfarrfrauen, Mütter oder Kleidermacherinnen – bewegen uns auf der Schnittstelle zwischen Beruf und Mitmenschlichkeit, zwischen Profiwissen und Dilettantismus, unerkannt und ungeschätzt und – unentbehrlich?

Liebe Abonentinnen,
sicher haben Sie bemerkt, daß die Psychotherapeutin 7 im November statt im September erschien. Auch diese Ausgabe liegt Ihnen zwei Monate später als gewohnt vor. Um Fragen vorzubeugen: dies geschah mit der Absicht, Produktionsengpässen zu entgehen und die etwas ruhigere Lesezeit im Sommer und Winter zu nutzen. Die Psychotherapeutin soll also auch zukünftig im Mai und November erscheinen.

Mit freundlichen Grüßen
Redaktion und Verlag

Wieviel Alltag braucht die Psychotherapie?

Eine psychotherapie-soziologische Betrachtung

Editorial

Ulrike Hoffmann-Richter

*...Ein ähnliches Problem besteht im Zusammenhang mit der Perspektive. Wenn zwischen verschiedenen Rollen bei einer Tätigkeit unterschieden wird – was häufig vorkommt –, so haben die verschiedenen Beteiligten im allgemeinen ganz verschiedene Auffassungen davon, was vor sich geht...Des Weiteren liegt auf der Hand, daß in vielen Situationen vieles gleichzeitig geschieht, vieles, das im allgemeinen zu verschiedenen Zeitpunkten begonnen hat und enden kann.
(Goffman 1980/16-17)*

Die Beiträge dieses Heftes enthalten Vignetten und Reflexionen aus dem Alltag der Autorinnen. Sie werfen einen ungewohnten Blick auf die Tätigkeit dieser Frauen. Ihre (Berufs-)Tätigkeit weist bei allen Unterschieden zur therapeutischen Situation viele Ähnlichkeiten auf. Unabgegrenzt, weniger klar, weniger gezielt intendiert werden auch hier »Methoden psychischer Einflußnahme« angewendet. Die psychotherapeutische Perspektive auf den Alltag und die soziologische Perspektive auf psychotherapeutische wie alltägliche Situationen läßt die hilfreichen Aspekte der Begegnungen hervortreten und zeigt zugleich ihre Grenzen.

Methoden psychischer Einflußnahme

Psychotherapie ist eine »Sammelbezeichnung für vielerlei Methoden psychischer Einflußnahme« (Peters 1984/432). Ganz gleich welche Theorie ihr zugrunde gelegt wird, sie ist abgegrenzt und herausgehoben aus dem Alltag. Die »Behandlung von abnormen Seelenzuständen, psychischen und Körperkrankheiten durch gezielte seelische Einflußnahme« ist eine allgemein gehaltene Definition, unter die alle psychotherapeutischen Verfahren gefaßt werden können. Ihre Wirksamkeit jedoch müssen sie im Alltag erweisen. Abgrenzung zum Alltag und zugleich auf ihn bezogen zu sein, ist ein wesentliches Merkmal psychotherapeutischer Tätigkeit. Die beiden klassischen Verfahren seien beispielhaft angeführt:

Psychoanalytische Psychotherapie arbeitet mit der Übertragung und Gegenübertragung in der therapeutischen Situation zwischen Patient und

Therapeutin. Die Verhaltenstherapie arbeitet mit Verlernen störender und Lernen neuer Bewältigungs- und Interaktionsmechanismen.

Beide Ansätze sind ohne persönliche Begegnung, eine irgendwie geartete »Beziehung« nicht möglich. Peters setzt seine Definition fort: »...genauer gesagt durch bewußte Ausnutzung der Beziehung zwischen Arzt und Patient« (1984/432) Und zugleich wird die reale Beziehung zwischen den Beteiligten sehr schnell als problematisch bis störend beschrieben. Denn jegliche Form der Beziehungsaufnahme knüpft an das alltägliche Leben an: Dort haben Patientin wie Therapeut gelernt, Kontakt aufzunehmen, ins Gespräch zu kommen, ein Anliegen vorzutragen...Die Abgrenzung zwischen Therapie und Alltag, die eine notwendige Voraussetzung für die Wirksamkeit von Psychotherapie zu sein scheint, geschieht durch fast alle anderen Merkmale der Situation, des »Settings«, in dem die Therapie stattfindet. Ohne Bezogenheit auf den Alltag aber macht Psychotherapie keinen Sinn. Die Frage, die zugleich Titel dieses Heftes ist, ist in beide Richtungen dieses Verhältnisses gedacht: Wieviel Alltägliches ist nötig, damit Psychotherapie stattfinden kann? Wieviele alltägliche Situationen bedürfen psychotherapeutischen Handwerkszeugs, psychotherapeutischer Hilfe oder einer psychotherapeutischen Perspektive, um lebbar zu sein; um bewältigbar zu werden?

Psychotherapeutische Tätigkeit sei deshalb – unabhängig von ihrer schulischen Ausrichtung – nach ihrem Bezug zum Leben – oder auch zum Alltag – betrachtet. Ich möchte hier drei Formen unterscheiden: Psychotherapie als Lehr- und Lernsituation; als Lebenshilfe und als hilfreiche Beziehung (vgl. Hoffmann-Richter/Finzen 1997).

Das »Mittel«

Psychotherapie als Lehr-/Lernsituation ist die umschriebenste Abgrenzung zwischen Alltag und Therapie. Die Erwartungen sind klar. Wirksamkeit oder Versagen am besten überprüfbar. Goffmans Vergleich mit einem Dienstleistungsbetrieb (1972) und die aktuelle Bemühung um Service in der medizinischen Versorgung, der Patient als »Kunde« trifft hier am ehesten zu: Wenn Höhenangst mit kognitiv behavioralen Methoden – Problemdefinition, Angsthierarchie, systematischer Exposition – behandelt wird, sind zugleich die Zeit (z.B. 10 Std. à 30 min in Wochenfrequenz) und Orte (Behandlungszimmer; vereinbarte Orte zur Reizexposition), Zweck und Ziel der Behandlung (Desensibilisierung; Angstfreiheit oder zumindest Reduktion in der Höhe) festgelegt. Auch die Rollen der Beteiligten sind klar: Der Patient leidet unter seinem Symptom; er trägt zum Gelingen der Behandlung bei durch Beschreibung seiner Symptomatik, Krankheitsvor-

stellung und konsekutive Aufarbeitung des Therapiegeschehens. Der Therapeut bietet seine Kompetenz, fachliche Begleitung und Hilfe bei der Aufarbeitung. Dadurch sind auch Nähe und Distanz vorgegeben. Die therapeutische Beziehung wird am ehesten während der Reizexposition zum Tragen kommen. In dieser Situation kann auch die persönliche Beziehung der Beteiligten in den Vordergrund treten.

Als Dienstleistung oder Handel mit zugehöriger Dienstleistung lassen sich Beatrices Alders Bibliothekstherapie, Irene Dills Beratung und Modedesign und Rita Dolders Bericht über Prostitution fassen. Auf den ersten Blick scheinen Zeit, Ort, Zweck, Ziel, Rollen und damit Nähe und Distanz klar definiert. Sie sind es jedoch nur »im Prinzip«. Die Regeln sind keine Gesetze: Ein Buchkauf spielt sich im Buchladen ab. Gefragt ist ein bestimmtes Buch; eines zu einem bestimmten Thema oder Anlaß. Mit dem Erwerb des Buches ist der Zweck erfüllt und der Kontakt abgeschlossen. Innerhalb dieses Interaktionsgeschehens gibt es aber vielfältige Anlässe, diesen vorgegebenen Ablauf auszudehnen oder zu durchbrechen. Es geschieht vieles gleichzeitig, sagt Goffman; die Beteiligten haben nicht selten unterschiedliche Vorstellungen davon, was gerade vor sich geht. So kann die Designerin annehmen, die Kundin wolle in der Tat ein Brautkleid erwerben. Wahrscheinlich wird sie dies im weiteren Kontakt auch tun. Im Moment aber kann es darum gehen, daß sie anlässlich der Stoff- und Schnittauswahl begreift, daß sie im Begriff ist zu heiraten. Die Vorüberlegungen zum Hochzeitskleid werden so zur Beschäftigung mit dem Fest und der Tatsache der Heirat. Vielleicht geht sie dann erst noch einmal nach Hause und denkt über all dies nach.

Ohne Zweifel gehört es nicht zu den Aufgaben der Designerin, die Kundin bei diesem Prozeß zu begleiten. Ist sie aber ihrerseits in der Lage, ihre Rolle, den Rahmen der Situation zu wechseln, wird sich dies positiv auf den weiteren Prozeß des Kleiderkaufes auswirken. Und die Kundin wird sich anlässlich der Kleiderauswahl der Tatsache bewußt, was es heißt, eine Braut zu sein. Über das »Mittel« des Kleides vollzieht sich durchaus ein therapeutischer Prozeß (Dill). Ähnliches geschieht, wenn die Buchkundin unvermittelt vom Tod ihres Kindes erzählt, oder wenn ein Freier nicht nur »Sex kaufen«, sondern mit Hilfe der Prostituierten von seiner sexuellen Störung befreit werden will. Damit sich dieser Prozeß ereignen kann, muß die Kundin »aus der Rolle fallen«: Sie verläßt die übliche Rolle des einfachen Handels und wird zur erzählenden, reflektierenden Person. Sie hat sich dafür – mehr oder weniger spontan, momentan veranlaßt – ein Gegenüber ausgesucht, das sie kennt. Zugleich aber begegnet sie der Buchhändlerin, der Designerin nicht jeden Tag. Sie muß nicht fortan diese Rolle fortsetzen. Es liegt an ihr sie jederzeit wieder zu verlassen. Die prinzipiell eng abgesteckten Regeln eröffnen Freiräume, die gegenüber eng Ver-

trauten so nicht vorhanden sind (Alder; Dill). Und zugleich trifft sie nicht sofort auf professionelles Gehör – ein Gedanke, der sie womöglich abschreckt (Bauer/Hoffmann-Richter).

Hier zeigen sich Unterschiede, aber auch Ähnlichkeiten zur psychotherapeutischen Begegnung: Es liegt an der Kundin, die übliche Rolle zu durchbrechen; an der Designerin/Buchhändlerin/Prostituierten, das zu verstehen und darauf einzugehen. In der Psychotherapie gehört diese Rolleninteraktion zum Vertrag. Aber das »Mittel«, die alltäglichen Anlässe, an denen sich das aktuelle Problem kristallisiert, scheint dort oft zu banal, als daß daran gearbeitet würde. Die Psychotherapeutin muß nicht den veränderten Rahmen erkennen, sondern das Problem, den Konflikt im (banalen) Anlaß.

Lebenshilfe

Hierunter fassen wir all jene Ansätze, die psychotherapeutische Tätigkeit als Hilfe für einen sinnvollen Weltbezug betrachten; den »Sitz im Leben«. Klinisch notwendig erscheint solches Verständnis von Psychotherapie bei allen Patientinnen und Patienten mit schweren psychischen Erkrankungen und Folgen schwerer Traumen, chronischer Krankheiten jeder Art sowie lebensbedrohlichen Erkrankungen. Hier kann die therapeutische Tätigkeit kaum mit Handel oder Dienstleistung beschrieben werden. Sie entspricht eher einer dauerhaft existierenden Anlaufstelle; Menschen und Orte, mit deren Hilfe das Leben erträglich, ohne sie kaum bewältigbar erscheint. Auch hier können Aufgaben umschrieben und Grenzen benannt werden. Sie sind jedoch weitaus weniger scharf, die Bezüge zum Alltag fließender und die Abgrenzung schwieriger. Vereinnahmungen von beiden Seiten sind deshalb leichter möglich: Im Extremfall wird Psychotherapie zum Surrogatleben. An alltägliche Begegnungen wird der Anspruch gestellt, sie sollten in erster Linie hilfreich sein. Beides macht letztlich lebensuntüchtig.

Wenn ein Schizophrenie-Kranker beansprucht, über Medikamente und Soziotherapie hinaus psychotherapeutische Hilfe zu erhalten, durch die er sich mit seiner Krankheit annehmen kann, zu neuer Identität – mit oder nach der Psychose – findet und zu neuem Lebensrhythmus, ist dies Psychotherapie als Lebenshilfe. Die Grenzen beginnen zu wanken, wenn er beansprucht, seine Therapeutin zu jeder Tages- und Nachtzeit, am Wochenende, im Urlaub und der Freizeit zu erreichen; oder wenn er von ihr verlangt, ihm als gute Freundin zu begegnen. (Es ist müßig zu sagen, daß die Initiative hierzu auch von der Therapeutin ausgehen kann). Die Schwierigkeit, das Angebot zu beschreiben, die Grenzen beizubehalten wird im Interview mit Vreni Diserens deutlich. Sie berichtet von der beratenden

Tätigkeit der Angehörigen für Angehörige von Psychosekranken. Deren Leben ist unablässig geprägt von der Krankheit ihrer Angehörigen und immer wieder über das erträgliche Maß belastet. Das heißt aber nicht daß Angehörige therapiert oder mittherapiert werden wollen. Sie brauchen offene Ohren, Verständnis und gelegentlich jenes Perspektivenwechsels, der aus dem Erzählen Erkenntnisgewinn, Reflexion der eigenen Rolle und beratende Hilfe ermöglicht.

Ähnlich anlaßgebunden sind die von Ingrid Eisenbach-Stangl und Danaé von Orelli geschilderten Situationen im Schulunterricht bzw. in der universitären Lehre: Streit oder Gewalt in der Schule werden in der Regel als störendes Übel betrachtet. Aber »Gewalt gibt es überall, wo Menschen zusammenkommen« (von Orelli). Tätlichkeiten von Schülerinnen und Schülern bieten Gelegenheit, im Unterricht über Gewalt, Umgang miteinander, Ängste vor Mißhandlung zu sprechen und die Reaktionen der Schülerinnen zum Thema zu machen. Auch hier bedarf es der Wachsamkeit der Lehrerin, das Problem zu erkennen und anzusprechen. Sie kann sicher sein, daß es die Schülerinnen beschäftigt. Unterrichten geht gerade nicht in Didaktik auf. Und Pädagogik ist nicht die einzig nötige Ergänzung. Im Studium liegen die Fragen und Probleme weniger offen zutage. Das Sprichwort aber, daß die Studienwahl etwas mit Nöten der Studierenden zu tun hat, führt *cum grano salis* auf die Spur konstruktiver Lehre: Nicht entweder berufliche Qualifikation oder Bewältigung individueller Probleme sind die Alternativen. Die eigene Auseinandersetzung dort, wo Persönliches im Studium berührt wird, ist qualifizierender oder disqualifizierender Teil seriösen Studierens.

In alltäglichen Situationen bedarf es der Initiative eines der Beteiligten und der Bereitschaft der anderen, einen Gegenstand oder einen Anlaß für beratende oder therapeutische Begegnungen zu nutzen. Während die »Mittel« in der Psychotherapie lediglich als zu banal erscheinen können, wirken die Anlässe nicht selten peinlich, da sie zu größerer Nähe führen als vorgesehen. Dies ist insbesondere der Fall, wenn die Situation von der Therapeutin veranlaßt wurde. Gold und Nemiah (1993) haben in einem Sammelband gezeigt, daß diese scheinbaren Hindernisse für die Therapie – da sie das Leben der Therapeutin prägen – die therapeutische Arbeit ganz verhindern können, wenn sie nicht als realer Anteil in die Therapie hineingenommen und therapeutisch genutzt werden.

Dazu gehört z.B., daß in einer Kleinstadt kein Therapeut oder keine Therapeutin ihr Privatleben so organisieren kann, daß sie nicht Patientinnen und Patienten im Supermarkt, in der gemeinsamen Schule der Kinder, beim Arzt oder auf Behörden begegnet. Nicht aus der Therapie auszuklamern sind persönliche Lebensereignisse der Therapeutin wie schwere Unfälle oder langwierige Krankheiten, die zumindest die therapeutische

Arbeit in der Praxis über Monate außer Kraft setzen, sowie längere Abwesenheiten, Scheidung, Schwangerschaft oder Altern und Sterben des Psychotherapeuten.

Daß alltägliche Ereignisse nicht nur störend oder bedrohlich für den therapeutischen Prozeß werden können, sollte selbstverständlich sein, sind sie doch in der Regel der tragende Hintergrund dafür, daß therapeutische Arbeit überhaupt stattfinden kann. Hierauf verwies auch die klassische Regel, daß während einer laufenden Psychoanalyse keine wesentliche Entscheidungen im persönlichen Leben getroffen werden sollten – weder Wohnortwechsel noch Heirat, Trennung oder Stellenwechsel. Ob und in welcher Weise Alltagsereignisse und Erfahrungen sich nützlich auf den psychotherapeutischen Prozeß auswirken, hat Michael Märtens (1997) untersucht. Hierzu hat er zwei vollständig auf Video aufgezeichnete Kurztherapien auf die »relevanten Kontexte« untersucht. Mit herangezogen wurden Notizen des Therapeuten. Hauptergebnis dieser vergleichenden Untersuchung ist, daß weder therapeutische Erfolge noch Fehlschläge ausschließlich auf die therapeutische Technik, wohl auch nicht auf die Therapie als solche zurückgeführt werden können. Die wenigen vorliegenden Arbeiten, die sich mit solchen Fragen befassen, zeigen, daß wir bisher mehr Fragen als Antworten haben.

Die hilfreiche Beziehung

Aus der Systematik der Betrachtung von Psychotherapie als Symptomlinderung (umschriebene Dienstleistung) und Lebenshilfe fällt die Konzentration auf die Beziehung. Denn sie spielt in jedem Falle eine wichtige Rolle. Eingangs habe ich darauf hingewiesen, daß hierüber der Alltag mit der Psychotherapie verbunden ist. Aber dies kann auf sehr unterschiedliche Weise geschehen. Zum Konzept von Psychotherapie als hilfreicher Beziehung gehört ein hohes Ausmaß an Intimität und persönlicher Nähe, freilich in örtlich und zeitlich abgegrenzter Form: Dieses Konzept ist nicht zufällig aus der Psychoanalyse erwachsen. Im Gegensatz zu den beiden anderen Formen imponieren hier die Unterschiede zwischen psychotherapeutischer und vergleichbarer alltäglicher Begegnung. Die beschriebenen Tätigkeiten der Freiwilligenhelferinnen von Irene Wirz, der Pfarrfrauen von Hanna Bauer und Sieglinde Hoffmann-Richter, der Pflegemütter von Astrid Kloth und dem Dasein als Mutter von Reinhild Pickl entsprechen eher einer Lebensaufgabe als einem Beruf oder einer Tätigkeit. Dies macht zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche aus. Sie gehen alle keinem abgrenzbaren Beruf nach und sind im Grunde nie »außer Dienst«. Keine umschriebene Qualifikation wird von ihnen erwartet, sondern in erster Linie

Präsenz. Zugleich sollen sie alle an sie gestellten Anforderungen erfüllen und jeder Lebenslage gewachsen sein. Ihre Tätigkeit entspricht einer klassischen Frauenrolle. Nicht nur ihr Alltag würde nicht mehr funktionieren, sondern allgemein gesellschaftlicher Alltag, hätten sich all diese Frauen nicht ein psychotherapeutisches Grundhandwerkzeug erarbeitet.

Ihre Stärke, auch ihre Macht besteht darin, daß sie immer verfügbar sind. Das macht ihre persönliche Situation schwierig: Pickl beschreibt die verschiedensten Rollen, die Mütter gleichzeitig zu erfüllen haben, und die sich nicht selten stören. Bewältigung ist über Reflexion, Distanzierung, den Vergleich mit ähnlichen beruflichen Tätigkeiten möglich: Als Ehefrau, Hausfrau und Mutter, Managerin, Köchin, Haushälterin – und zuweilen Therapeutin – zu sein. Weil das Privatleben – das Dasein als Partnerin und Mutter – damit identisch ist, wird das Verständnis einzelner Probleme schwierig. Es würde helfen, so Pickl, gelegentlich Supervision beanspruchen zu können. Die Psychotherapie mit ihren Patienten erlebt sie als Erholung. Wie schwer der »Beruf Mutter« von privaten Wünschen zu trennen ist, verdeutlicht Kloths Bericht aus der Supervision von Pflagemüttern. Hier geht es primär um die Wahrnehmung und Trennung persönlicher Wünsche und Bedürfnisse von der beruflichen Anforderung an die Pflagemütter. Ihr Alltag aber ist durchaus nicht beruflich organisiert: Sie leben mit den Pflegekindern, sollen »eigentlich« daneben kein Privatleben haben. Grenzziehungen sind nötig.

Das enge Setting der klassischen Psychoanalyse bezüglich Zeit, Ort und persönlicher Beziehung wird von hier her verständlich. Zugleich aber wird auch ersichtlich, warum so oft Beziehungen über dieses Setting hinaus entstehen: Bei bestimmten Konstellationen hat ein Rahmenwechsel zu einer persönlichen Beziehung eine hohe »Durchschlagkraft« (Hoffmann-Richter/Finzen 1997). Gegenüber der Tendenz, libidinös oder gar erotisch aufgeladene Beziehungen zu entwickeln, wie sie in der Frühzeit der Psychoanalyse gängig waren, entstand der Trend, einer äußerst reduzierten Kontaktaufnahme, bis hin zur Frage, ob denn der Analytiker seiner Patientin noch die Hand geben dürfe oder sein Beileid beim Tod naher Angehöriger ausdrücken. Dies mündete in die Beschreibung des Analytikers als »Schafsgesichtigem Blechaff« (Stone 1973). Trotz dieser Tendenz zur Entwicklung der psychoanalytischen Therapie als Experimentalsituation (Hoffmann-Richter 1994) hat kein seriöser Analytiker und keine Analytikerin die Tatsache einer real existierenden Begegnung abgestritten (Bräutigam 1988). Wesentlich blieb, die sich konstellierende Beziehung im »Hier und Jetzt« zu erkennen und zu deuten, anstatt sie zu leben.

Psychotherapeutinnen des Alltags und psychotherapeutische Theorie der Klinik

Folgende Fragen an die psychotherapeutische Klinik ergeben sich aus den Arbeiten dieses Heftes:

1. Psychotherapeutisches Denken sollte sich nicht zu weit von den konkreten Problemen des Lebens entfernen: Welche Banalitäten beschäftigen die Patientin und könnten zum »Mittel« der Therapie werden. Welches (störende) Ereignis im Alltag bietet Anlaß, neue Verhaltensweisen zu lernen, Umgangsformen zu ändern, das Repertoire an Bewältigungsmechanismen zu erweitern? Die Frage ist aber auch, welche realen, »alltäglichen« Gegebenheiten der Therapeutin müssen in der Therapie Thema werden und wie können sie konstruktiv genutzt werden? Der alltägliche Hintergrund, d.h. die wesentlichen Bezugspersonen, Arbeit, Wohnung etc. sind entscheidender Hintergrund für die therapeutische Arbeit. Sie können nicht nur, sondern müssen in das therapeutische Geschehen einbezogen werden. Die therapeutische Beziehung ist eher als Katalysator denn als Ereignismittelpunkt des therapeutischen Prozesses zu betrachten. Geschieht dies nicht, kann nicht nur eine Konkurrenzsituation zwischen Alltag und Therapie eintreten, sondern die Erkenntnisse innerhalb der Psychotherapie werden zum Elfenbeinturm, und können nicht ins reale Leben übertragen werden.

2. Begrenzungen eröffnen Räume in andere Richtungen. Dies war von Anfang an ein Grundprinzip der Psychotherapie. Dies gilt aber auch für den Alltag. Andererseits gelten Regeln des psychotherapeutischen Settings nur »im Prinzip«. Es ist auf beiden Seiten möglich, »aus dem Rahmen zu fallen«. Das zu wissen ist nötig, um davon nicht zu sehr überrascht zu werden. Die Reduktion der Rollen gehört in jeder Therapie zu den äußeren Begrenzungen, um nach innen arbeiten zu können. Auch dies ist nur bis zu einem gewissen Grad möglich. Neben der Lehr-/Lernsituation, neben der Übertragungs-/Gegenübertragungsbeziehung existiert eine reale Beziehung, mit der gerechnet werden muß und ohne die therapeutische Arbeit letztlich unmöglich ist. Die therapeutische Beziehung muß nicht nur auf dem Hintergrund typischer Rolleninteraktionen im Alltag betrachtet werden, sondern auch im Hinblick auf die Frage, in wie fern die therapeutische Beziehung eine Surrogatbeziehung ist – in wie fern sie dies sein muß.

3. Die Untersuchung dieser Tätigkeiten sollten dabei folgende Fragen mit einbeziehen: Was macht das Surrogat einer Beziehung aus, was ist real? Wie weit kann, wie weit soll ein »Stück« Leben stattfinden? Wie weit sind gerade deshalb hier Begrenzungen gegeben? Ist es die Perspektive, die das Therapeutische einer Beziehung ausmacht (vgl. Pickl, Dolder)? Ist es die Klarheit der Rollen, der Beziehungsform, des Übertragungsprozesses

(Pickl, einschränkend aber Bauer/Hoffmann-Richter)? Kann/darf/soll Psychotherapie zur Weltanschauung, zum Lebensinhalt oder Inhaltsersatz, darf sie zur Lebensform werden?

4. Das Herausgehobensein aus dem Alltag ist nötig für die Wirksamkeit von Psychotherapie – in ihrer genuinen wie in ihrer alltäglichen Form. Das bedeutet nicht, daß genuine Psychotherapie ausgebaut werden sollte, im Gegenteil. Vielmehr stellt sich die Frage, in wie fern unsere Gesellschaft, die Fraktionierung unserer Lebenswelten, den Wunsch nach professionalisierter Psychotherapie beeinflusst. In wie fern könnte der Rückverweis psychotherapeutischer Kompetenz in den Alltag sinnvoll sein?

Psychotherapeutisches Handwerkzeug hat von Alters her einen Sitz im Leben und wird dort gebraucht. Psychotherapie zu beanspruchen heißt, daß etwas wesentliches gefehlt oder nicht »funktioniert« hat.

Literatur

- Bräutigam W. (1988): Realistische Beziehung und Übertragung. in: Kutter P., Páramo-Ortega R., Zagermann P.: die psychoanalytische Haltung, Verlag Internationale Psychoanalyse, Stuttgart
- Goffman, E (1972): Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt
- Goffman, E. (1980): Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt
- Gold JH, Nemiah JC (Hg.) (1993): Beyond Transference. When the Therapists real life intrudes. American Psychiatric Press, Washington DC, London
- Hoffmann-Richter U (1994): Freuds Seelenapparat, Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie Verlag Bonn
- Hoffmann-Richter U, Finzen A (1997): Eine Ethik der therapeutischen Beziehung in der Psychoanalyse? Eine psychotherapie-soziologische Analyse. Journal 33 (1997) 3-12
- Märtens M. (1997): Psychotherapie im Kontext. Soziale und kulturelle Koordinaten therapeutischer Prozesse. Asanger V. Heidelberg
- Peters, U.H. (1990): Wörterbuch der Psychiatrie und medizinischen Psychologie. Urban und Schwarzenberg, München, 4. Auflage
- Stone L (1973): Die psychoanalytische Situation. Die Sigmund Freud-Vorlesungen. S. Fischer, Frankfurt

Beruf Mutter

Psychoanalytisch orientierte Supervision mit Pflegemüttern
in einer Einrichtung fürsorgender Erziehung¹



Astrid Kloth

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag schildert anhand von Erfahrungen, die die Supervisorin mit einer Gruppe von 4 Pflegemüttern in einer spezifischen Institution gemacht hat, das komplexe Spannungsfeld, in dem diese »professionellen Mütter« sich zu orientieren suchen. Widersprüchliche Aufträge, bewußte und unbewußte Wünsche, die Institution, Mütter und Kinder gleichermaßen kennzeichnen, greifen ineinander und betreffen die »Berufsmutter« in besonderer Weise. Das Berufsbild Mutter bleibt von allen Seiten überfrachtet mit unerfüllbaren »persönlichen« Erwartungen, verkennt die eigentliche weibliche Persönlichkeit insbesondere hinsichtlich ihrer autonomen Strebungen, so daß Professionalität zu scheitern droht. Mit Hilfe psychoanalytisch orientierter Supervision wird versucht, die Wahrnehmung für unbewußte Prozesse zu sensibilisieren, Konflikterleben zu verdeutlichen und Konflikte als Symptome zu verstehen, deren Sinn erarbeitet werden kann. Es wird versucht, Supervision zum Ort werden zu lassen, an dem Integration ebenso stattfinden kann wie Trennung, so daß die Mütter zunehmend einen eigenen selbstbestimmten Platz als Frau einnehmen, von dem ausgehend sie dann ihren Beruf Mutter auf andere Weise erleben und definieren.

Psychoanalytische Arbeit außerhalb von Klinik und Weiterbildung ist ein wenig erforschter Bereich. Manche sozialen Felder, über die wir meinen Bescheid zu wissen, warten mit Überraschungen auf, wenn wir uns wirklich hineinbegeben. Uns geläufige Perspektiven erweisen sich als unzureichend für die Erfassung des Geschehens, sowohl hinsichtlich seiner Komplexität, als auch des Fremdartigen darin. Auch werden wir deutlicher als in der uns vertrauten therapeutischen Arbeit mit Grenzen, nicht zuletzt unseren eigenen, konfrontiert.

Meine supervisorische Arbeit mit Pflegemüttern in einer Einrichtung fürsorgender Erziehung, über die ich im Folgenden berichten möchte, hat mir schon früh in aller Deutlichkeit Diskrepanzen vor Augen geführt. Sie

klafften auf zwischen meinen durch die Auseinandersetzung mit psychoanalytisch-feministischen Theorien getragenen Vorstellungen weiblicher Möglichkeiten und einer (wenn auch nicht zu verallgemeinernden) weiblichen Realität, mit der ich nun zu tun bekam. Dies machte eine Veränderung im beruflichen Selbstverständnis notwendig, die sich allmählich im supervisorischen Prozeß mitvollzog. Pühl (1992, S.78) spricht von einer Tabuisierung der Supervision im öffentlichen Kollegenkreis und stellt diese in Zusammenhang mit der Orientierung an idealen Vorstellungen.

Da Idealvorstellungen Entwertungen bergen, bedeutet dies auch, daß Spaltungsprozesse in Gang kommen können. Pühl beschreibt, wie diese sich auf unguete Weise mit eventuellen in einer Supervisionsgruppe vorhandenen Spaltungstendenzen verschränken können und damit Wesentliches, in der Regel angst- und schambesetztes Erleben, unzugänglich bleibt. Für meine supervisorische Arbeit mit nicht-leiblichen Müttern in einer spezifischen Institution wurde wichtig, diese nicht wie ein vernachlässigtes, abgeschobenes, nicht so richtig passen wollendes, vielleicht sogar kränkenendes oder ungewolltes Kind der »eigentlichen« psychoanalytischen Arbeit zu betrachten. Nur unter der Voraussetzung wirklichen Einlassens auf das von manch idealen Vorstellungen so ferne Leben der Frauen, wird es auch möglich, Übertragungs- und Gegenübertragungsgefühle für den Prozeß des Verstehens und der Bewußtmachung zu nutzen. So konnte ich meine eigene Zwiespältigkeit der Arbeit gegenüber als ein für diese spezifisches Spiegelphänomen verstehen. Spaltungen in »gute und böse Interaktionen« wie die Pflegemütter sie vornahmen, wurden erkennbar. Meine Zwiespältigkeit spiegelte Interaktionen zwischen (im weitesten Sinn) »ablehnender Mutter und ungewolltem Kind«, die verpönt blieben, verleugnet, externalisiert oder delegiert wurden und die gleichzeitig zu einer favorisierten idealisierten Interaktion zwischen »liebender Mutter und angenommenem Kind« kontrastierten. Der verpönte, ins Unbewußte abgedrängte Teil der Interaktionen prägt die institutionelle Wirklichkeit, das organisierte Zusammenleben, die Beziehungen zwischen Pflegemüttern und ihren Pflegekindern ebenso wie die beschönigenden Entgegnungen. Am Beispiel der Metapher vom »vernachlässigten, abgeschobenen, unpassenden, kränkenenden oder auch ungewollten Kind« wird vielleicht besonders deutlich, wie wichtig die selbstverständliche Integration von psychoanalytischer Arbeit im sozialen Feld in unser psychoanalytisches Denken und Arbeiten ist, damit ein Projektionsfeld für unbewußte Konflikte sichergestellt ist. Eine in diesem Sinn professionell-pflegliche Behandlung dieser in der Supervision könnte – auf meine spezifische Arbeit bezogen – helfen, die gespaltenen Selbstbilder der Supervisandinnen im Bild einer professionellen Pflegemutter zu integrieren.

Die Wahl der Pflegemütter

Als ich die telefonische Anfrage einer von 4 an Supervision interessierten Pflegemüttern erhielt, die in einer Einrichtung fürsorglicher Erziehung für Kinder und Jugendliche arbeiten, stand ich kurz vor dem Abschluß meiner psychoanalytischen Weiterbildung. Meine einzigen Erfahrungen mit Supervision waren die der eigenen in der Ausbildung. Ich fühlte mich mit dem Anliegen spontan überfordert und hinsichtlich theoretischer wie praktischer Erfahrung relativ inkompetent, so daß ich für den damaligen Zeitpunkt ablehnte, die Sache erst einmal wegschob. Mein spontanes Erleben von Unvorbereitet-, Unfertigsein, von Mangel an Qualifikation, Kompetenz und »vollem Wert«, spiegelte – wie mir später deutlich wurde – auch die Gefühle wieder, mit denen die Pflegemütter sowohl in der Interaktion mit Repräsentanten der Institution als auch mit den Kindern und dem weitergefaßten gesellschaftlichen Umfeld (z.B. den »richtigen«, d.h. leiblichen Müttern) konfrontiert waren. Es waren Gefühle, die einen großen Teil ihrer alltäglichen inneren Not ausmachten, aufgrund derer sie ein Supervisionsanliegen entwickelt hatten. Allerdings hatten sie Mut genug, anstelle des Wegschiebens nach neuen Wegen zu suchen und ihr Anliegen auch nach meiner Ablehnung nicht zu vernachlässigen, sondern beharrlich weiter zu verfolgen. So erhielt ich einige Wochen später einen zweiten Anruf und wurde gefragt, wann ich denn könnte. Man habe sich inzwischen aus zwei Gründen für mich als Supervisorin entschieden. Zum einen sei ich nicht nur Psychotherapeutin für Erwachsene, sondern behandle auch Kinder und Jugendliche, zum andern sei ich selber Mutter. Diese Kombination lasse sie vermuten, daß ich mich mehr als andere noch angefragte Therapeutinnen eigne, die Probleme von Pflegemüttern zu verstehen. Es ginge jetzt nur noch um die Vereinbarung eines für mich möglichen Zeitpunktes für den Beginn. Ich war überrascht, fühlte mich überrumpelt. Die Mischung aus fachlichen und privaten Kriterien, die sozusagen von fern, ohne persönlichen Kontakt, für meine Auswahl geltend gemacht wurden, hatte etwas Befremdliches, das mich neugierig und wachsam werden ließ. Gleichzeitig erschien es mir aber auch unlebendig, denn es wurde jede Berührung gemieden. Voller Widersprüche! So fühlte auch ich mich, als ich entschied, meiner Neugier nachzugeben, den Kontakt aufzunehmen, um mir ein eigenes Bild zu machen, von dem, was auf mich zukommen könnte. Einerseits imponierte mir die Initiative der Pflegemütter, ihre Situation auf diese Weise in die Hand zu nehmen. Andererseits empfand ich die mir entgegengebrachte spürbare Idealisierung als bedrohlich. Ich fürchtete riesige Ansprüche hinsichtlich der Lösung von Problemen mit Weiblichkeit und Mutterschaft.

Zunächst beschäftigte mich die Frage: Was bedeutet die Wahl einer

Kinder-, Jugendlichen- und Erwachsenen-Therapeutin-Mutter aus der Ferne als Supervisorin, was der selbstverständlich vorausgesetzte Ausschluß eines Mannes als Supervisor. Welche Übertragungen, innere Bilder, unbewußte Phantasien oder auch unausgesprochene Gedanken waren bei meiner Auswahl bereits wirksam? Es hatte eine Wahl stattgefunden, bei der die Geschlechtszugehörigkeit ungefragte Selbstverständlichkeit war, ein deutlicher Nähe-Distanz-Konflikt beteiligt, alle vermeintlich mögliche fachliche Qualifikation erfüllt und zudem Ähnlichkeit gegeben war.

Eine wichtige methodische Orientierung für meine Gefühle und Gedanken fand ich bei Pühl. Pühl (1992, S.396) differenziert das, was sich unbewußt als »Spiegelphänomen« (vgl. auch Kutter 1992) zwischen Supervisor und Supervisand manifestiert in Spiegelphänomene verschiedener Beziehungsebenen, nämlich die Ebene zwischen Institution und Mitarbeitern und die Ebene zwischen Mitarbeitern und Klienten.

In den bewußten und unbewußten, meiner Auswahl zugrundegelegten Kriterien, verdeutlicht sich möglicherweise ein Teil der Widerstands- und Abwehrstruktur nicht nur der Supervisandinnen, sondern ebenso der mit ihnen in Interaktion stehenden Kinder und der Institution bzw. ihrer Repräsentanten. Es sind sensible Beziehungs- und Machtstrukturen auf den einzelnen Ebenen und zwischen den Ebenen, die das soziale Feld, die institutionelle Kultur hochkompliziert machen. Um supervisorisch darin arbeiten zu können, sind Kenntnisse auf den verschiedenen Ebenen unbedingt erforderlich (vgl. Fürstenau 1977). Die Geschichte der Institution ist ebenso von Bedeutung wie die der Supervisanden und deren Klientel.

Die Institution

Pühl (1992, S.397) geht davon aus, daß Institutionen als geschichtlich gewachsene Träger ihrer jeweiligen Kultur ein überindividuelles Unbewußtes repräsentieren, das eine von drei Quellen für in der Supervision zum Ausdruck kommende unbewußte Dynamik ist.

Um zu verdeutlichen, was möglicherweise in der Organisation der Einrichtung, in der die sich an mich wendenden Pflagemütter arbeiten, institutionalisiert ist und von ihnen unbewußt tradiert wird, möchte ich einen Blick auf die Institutionsgeschichte werfen. Dabei geht es mir vor allem um die dort verankerten, allen Wandel überdauernden Mythen und Abwehrmaßnahmen.

Vorläufer solcher heutiger Einrichtungen, sind die Waisen-, insbesondere aber die sog. Rettungshäuser. Hegel (1968) gibt einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Familienprinzips in der fürsorgenden Erziehung, auf den ich mich hier beziehen möchte. Erste Gründungen von Rettungs-

häusern finden sich im 19. Jh. und standen im Zusammenhang mit der beginnenden sozialen Verelendung infolge von Krieg, den sozialen Problemen aufgrund der Neuerungen des Industriezeitalters, den soziologischen Umschichtungen, dem Zerfall der alten ethischen Werte klassisch-idealistischer Zeit und den Inhalten christlichen Glaubens.

Die Begriffe der Rettung und der seelischen Heimatlosigkeit sind zu wichtigen Metaphern geworden, die bis heute als institutionelle Mythen wirksam sind. Es geht um die Rettung von auf verschiedene Weise Heimatlosen.

Bereits das Rettungshaus des 19. Jh. beanspruchte mehr zu sein als eine heilpädagogische oder jugendpsychiatrische Station. Der pädagogische Ort sollte zum Lebensraum werden, in dem die Kinder und Jugendlichen Wurzeln schlagen und eine Heimat finden können. Dazu, so meinte man damals, müsse die Vergangenheit des Kindes ausgelöscht werden. Mit seiner Aufnahme erhielt es einen neuen Rufnamen, damit nichts mehr an die Vergangenheit erinnere. Dem Kind sollte jetzt in einer sog. »künstlichen Familie«, all das gegeben werden, was es vermeintlich in einer sog. »geordneten Naturfamilie« hätte erleben können. Das, was damals in symbolischer Aktion vollzogen werden sollte, passiert heute auf andere Weise, nämlich mit Hilfe von Verleugnung von Vergangenheit und Verkennung ihrer dynamischen Wirksamkeit. Spaltungsmechanismen unterstützen den Prozeß regressiver Konstruktion von guten und bösen Welten, wie ich sie in meiner Einleitung bereits erwähnt habe. »Ablehnendes und Abgelehntes« soll »Annehmendes und Angenommenem« weichen – der schlechte Ruf einem guten. Im Mittelpunkt des Rettungsdorfes stand früher die Diakonisse als »Ersatz-Mutter«, heute ist es die Pflegemutter, überfrachtet mit Rettungsaufträgen.

In der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft, wo Entwertung und Kraftlosigkeit humanistischer Ideen offenkundig wurden und sich exemplarisch im Kinderelend der Kriegs- und Nachkriegsjahre zeigten, gab es geringfügige Umstrukturierungen. Die Aufgabe der Einrichtungen ergab sich aus der Lage der Kriegsfolgkinder, die kein Zuhause mehr hatten. Mit der »vaterlosen« Kriegszeit wird die auch weiterhin »vaterlose« Familienstruktur neu begründet. Infolge der materiellen Erholung waren es aber bald nicht mehr nur alleinstehende Kinder, sondern zunehmend auch die sog. »Sozialwaisen«, die aufgenommen wurden. Kinder und Jugendliche aus auf verschiedene Weise problematischen Familien, früh- und schwergestörte Kinder und Jugendliche, solche mit Sucht- und Verwahrlosungs-tendenzen sind ein Großteil des heutigen Klientels.

Die Gruppen bzw. »Familien«, in denen aufgenommene Kinder und Jugendliche leben, sind verhältnismäßig klein und übersichtlich. Es soll ein besonderes Gewicht auf die persönliche Beziehung zwischen Mutter und

Kind gelegt werden. In den Einrichtungen arbeiten in der Regel zwischen 10 und 15 Pflagemütter. Sie leben dort mit je 4-6 Kindern zusammen, sind Leiterinnen und Versorgerinnen der Gruppe. Ihre Pflegekinder stammen teils aus verschiedenen Herkunftsfamilien, teils kommen sie aber auch geschlossen als Geschwistergruppe. Sie sind zwischen 2 und 18 Jahre alt. Es findet kein Wechsel der Bezugsperson statt. Die Gruppen umfassen – in Anlehnung an die »natürlichen Familien« – grundsätzlich Kinder jeden Alters und beiderlei Geschlechts. Sie bilden – ebenfalls wie eine Familie – eine selbständig wirtschaftende Einheit. In einigen Familien gibt es zusätzlich eine Familienhelferin – ein Status, der der Anerkennung als Pflagemutter in der Organisation vorgeschaltet ist. Die Familienhelferin wohnt nicht in der Familie, wohl aber in der Gesamtgemeinschaft. Seit einigen Jahren besteht für in der Institution arbeitende Mütter, die Möglichkeit zu heiraten und mit eigenen und Pflegekindern in der Gemeinschaft zu leben. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, tradieren die Mütter jedoch weiterhin die alte Struktur. Außerdem gibt es noch pädagogische Mitarbeiter, die sich mir später als »die Männer der Gemeinschaft« vorstellten – Sozialarbeiter, die je drei bis vier Familien betreuen und auch zuständig sind für Außenkontakte, z.B. mit Verwandten der Kinder und Jugendämtern. Gleichzeitig bekleiden sie die Position von Vorgesetzten der Mütter, sind ihnen hierarchisch, insbesondere hinsichtlich der Entscheidungsbefugnis übergeordnet. Dazwischen stehen Hausmeister und Zivildienstleistende, darüber ein Leiter.

Die Betrachtung solcher Struktur – auf der einen Seite »vaterlose Familien«, auf der anderen Seite mit hierarchischer Macht ausgestattete Männer, machte deutlicher, daß Spaltungsprozesse auf das Geschlecht bezogen wurden. Es drängten sich mir Bilder fremder Kulturen auf, unweigerlich dachte ich an Indianerstämme, die Geschichte der Frauenbewegung lief wie ein Film rückwärts ab und endete im Bild der historisch weitgehend »stummen Frau«, die sich allenfalls über ihre Kinder präsentierte. So wurde auch deutlicher, wie der Weg über die stumme Erfüllung vom Auftrag der Rettung von »Katastrophenkindern« über Verleugnung von Chaos und Destruktivität, schließlich zu »katastrophalen Kindern« führen könnte. Auf der bewußten Ebene schien allen ganz klar, daß die Ersatzfamilie, auch wenn Elemente familiärer Ordnung wesentliche Bestandteile sind, eine Konstruktion bleibt, die schwerlich angemessener Ersatz für Verlorenes – und sei es die verlorene Hoffnung – sein kann. Unbewußt aber sind die Rettungsaufträge wirksam, die nicht nur nach einer Ersatzfamilie, sondern nach einer idealen, mindestens aber besseren Familie verlangen.

So begann ich unter der Decke der mehr oder weniger idealen Selbst-Präsentation der Institution destruktives Potential zu vermuten, das über männlich-hierarchische Kontrolle in Schach gehalten werden sollte. Mit

»gemischten« Gefühlen und hierauf wachsamem Blicks betrat ich den pädagogischen Ort. Es bot sich mir ein idyllisches Bild, ein Platz für Geborgenheits- und Versorgungswünsche, für Regressionsbedürfnisse. Unter prospektivem, lebensförderndem Aspekt betrachtet, ein Ort, an dem Konstanz und Nachreife vorstellbar ist. Unter dem Gesichtspunkt der Abwehr allerdings ein Ort, an dem die Kenntnis von tiefer seelischer Not, von schmerzhafter Trennung, Verlassenheit, Verzweiflung, Zerstörung, Zerfall, Scheitern, Wut und Haß geheim bleiben soll.

Supervision als Ort persönlicher Integration

Mit dem Wissen um den bewußten und Ahnungen um den unbewußten institutionellen Kontext, begann ich mir vorzustellen, was es für eine Frau bedeutet, sich zu entscheiden, einen diese Institution stabilisierenden Auftrag anzunehmen und als Pflegemutter zu arbeiten, in einer Einrichtung, die über nicht-leibliche, sondern hierarchisch geregelte soziale Verbindungen einen familiären Lebenszusammenhang schafft. Im Verbund mit meinem bisherigen Erleben bildeten sich in mir erste Hypothesen zu meinem Supervisionsauftrag.

Ich sah die Pflegemütter in unlösbaren Loyalitätskonflikten. Ich vermutete, daß die Bedeutsamkeit meiner »gemischten« Erfahrungen und Qualitäten als Therapeutin und Mutter, meiner fachlichen Kompetenz und Lebenserfahrung, in Zusammenhang steht mit dem nicht glückenden Versuch, durch geschlechtsbezogene Spaltungen, durch »künstliche«, vermeintlich schützende Getrenntheiten, Entmischungen von gut und böse, über Chaos und Destruktion Kontrolle zu üben. Dabei spiegelte die Auswahl aus der Ferne die Situation wieder, in der sich die Pflegemütter befanden, wenn es um die Neuaufnahme eines Kindes ging. Denn da wurde die Frage nach dem passenden Platz, der »richtigen« Mutter, aus vermeintlich fachlich-qualifizierter Sicht der Sozialarbeiter-Männer nach emotionalen Kriterien, wie z.B. der einer Mutter möglichen Nähe zum Kind entschieden. Dies erschien den Müttern wiederum unqualifiziert, fern und widersprüchlich hinsichtlich der von ihnen verlangten Verantwortlichkeit. Die männlichen Einmischungen in das Feld der Mutter-Kind-Beziehung gingen einher mit dem Verlust an intimer, weiblicher Identitätserfahrung, die dann durch schutzbietenden weiblichen Einklang zurückzuerobern versucht wurde. Ich verstand die Delegation aller Kriterien an mich auch als einen Versuch, die durch die Aufteilung geschürte Rivalität zwischen fachlich-intellektueller und emotionaler Qualifikation, die zwischen Frauen und Männern in der Institution von zentraler Bedeutung war, aufzulösen. Gleichzeitig äußerte sich der Wunsch, die Betrachtung der Mutter unter

funktionalen Gesichtspunkten zugunsten ihrer eigenen emotionalen Bedürftigkeit infragezustellen. Das Supervisionsanliegen spiegelte Hoffnung auf Integration, aber auch Angst vor Chaos, vor Dekompensation in der Institution.

Mein Supervisionsauftrag kam unbewußt einem Rettungsauftrag gleich: Rettung aus der Double-Bind-Situation, die durch widersprüchliche und unerfüllbare Aufträge bestimmt war.

Die Wahl einer Kinder-Jugendlichen-Erwachsenen-Analytikerin-Mutter als Supervisorin enthält Phantasien von Omnipotenz, mit deren Hilfe Ohnmachtserleben bewältigt, Scheitern verhindert, Gespaltenes zum vermeintlich Heilen geeint werden soll. Durch Identifikation mit allen Aspekten des gewählten Identifikationsobjekts sollte der verloren geglaubte Platz als vollwertige Frau und Mutter erobert werden. Supervision sollte also zum Ort werden, an dem persönliche Integration möglich ist.

Die Frage bleibt: Auf welche Weise? Schmidtbauer machte in einem auf der Jahrestagung der Sektion Klinik und Praxis im DAGG 1993 gehaltenen Vortrag mit dem Titel »Falsche Freunde und ehrliche Feinde- Aspekte des Supervisions- und Beratungsbooms« auf die Gefahr aufmerksam, die dem Supervisor begegnet, wenn er immer wieder – und dies ist vor allem in den sozialen Dienstleistungsberufen der Fall – unerfüllbaren regressiven Bedürfnissen begegnet und Verlorenes ersetzen soll. In meinem Arbeitsfeld bestand die Gefahr darin, den regressiven Wunsch der Pflegemütter nach einer heilen, idealen Familie aufzunehmen durch Identifikation mit einer »heilversprechenden omnipotenten« Supervisorin, die sich mit dem institutionellen Mythos, mit dem Programm von Rettung, Beheimatung und illusionärer Familienidylle identifiziert, die keine Unordnung schafft. Dies hätte bedeutet, den progressiven Wunsch nach Wahrnehmung, Konkretisierung und Strukturierung im Feld diffus erlebter unbewußter Konflikte, nach Auseinandersetzung im zwar wahrgenommenen, aber unverstanden gebliebenen Spannungsfeld zu leugnen. Es hätte bedeutet, die auch in der Supervisionsarbeit wichtige schmerzliche Trauerarbeit zu umgehen. Während die meisten Autoren davor warnen, die Supervision in eine Selbsterfahrungserfahrungsgruppe zu verwandeln, halte ich – mit Pühl (1992, S. 401) – die Gefahr, daß der Supervisionsprozeß stagniert, wenn die Bearbeitung der eigenen Betroffenheit und emotionalen Beteiligung zwanghaft ausgespart bleibt, für mindestens ebenso groß. Roth (1984) schlägt vor, persönliche Anteile deutlich zu machen und zu bearbeiten, wenn sie die unbewußte Dynamik im thematisierten Arbeitsproblem mitgestalten. Dies war bei meinen Supervisandinnen von vornherein gegeben durch den Versuch einer Identifikation mit dem »Beruf Mutter« bzw. den entsprechenden prägenden Mythen. Ihre Bearbeitung schien mir folglich Voraussetzung für eine konstruktive fallzentrierte Arbeit. Sie erwies sich als schwierig

und belastend, weil dabei die Frage der Berufswahl immer wieder auf schmerzliche Weise berührt wurde, was zunächst nicht dem bewußten Anliegen der Mütter entsprach.

Unbewußt Korrespondierendes aus der Geschichte der Pflegemütter

Beim näheren Hinsehen wurde deutlich, daß alle Pflegemütter bereits einschneidende Erfahrungen mit Trennung und Verlust gemacht hatten und entsprechenden Schmerz in unterschiedlichem Ausmaß verleugneten. Außerdem hatten alle Pflegemütter ein deutliches Problem in ihrem Selbstverständnis als Frauen, ihrem Kontakt zu Männern und der daraus resultierenden Tendenz zu heftigen Neid- und Rivalitätgefühlen, die über die Suche nach »Schutz- und Trutzbündnissen« (Bauriedl) ebenfalls verleugnet wurden. In diesen Zusammenhang läßt sich auch die Wahl einer Mutter als Supervisorin stellen. Aus Gründen der Vereinfachung der Darstellung möchte ich mich auf das Beispiel einer Pflegemutter konzentrieren und es auf »Nahtstellen« reduziert, schildern.

Frau M. wurde 1949 in Siebenbürgen (seit 1945 zu Rumänien gehörig) geboren und gehörte der Minderheit der 1/10 Deutschen an, den meist protestantischen Siebenbürger Sachsen. Sie wuchs dort mit ihrer alleinstehenden, berufstätigen Mutter auf, was frühe Fremdversorgung erforderlich machte. Der Vater, der in der Nähe wohnte, blieb ihr zeitlebens emotional fern. Jegliche Berührung mit ihm wurde von der Mutter tabuisiert. Der alltäglichen Präsenz schmerzlicher Trennung und Getrenntheit wurde von seiten der Mutter mit dem Gefühl der Verachtung begegnet. Frau M.s Schutz vor Destruktion, die Wahrung ihrer eigenen sehnsüchtigen Gefühle erfolgte durch heimliche Idealisierung, die sie gleichzeitig in schwere Loyalitätskonflikte brachte. Ab dem Alter von 2 Jahren besuchte sie den Kinderhort, was wiederum Trennung bedeutete, später die Ganztagschule. Nach ihrer Ausbildung zur Arzthelferin verließ sie ein Zuhause, das niemals dem heimlichen Ideal der heilen, geborgenen Familie hatte entsprechen können. Ihre Wünsche verschob sie in eine ferne, kaum erreichbare Region, den deutschen Westen. Mit Hilfe eines dort lebenden Mannes, zu dem sie Briefkontakt aufgenommen hatte, gelang ihr Ende 70 die Übersiedelung. Die mit illusionären Erwartungen überfrachtete Beziehung scheiterte nach kurzer Zeit, und Frau M. mußte sich nun auch beruflich neu orientieren. In ihrer Entscheidung für den »Beruf Mutter« lag neue Hoffnung, dennoch blieb sie durchdrungen von alten Enttäuschungen und Illusionen. Über die Arbeit als Pflegemutter in einer Einrichtung fürsorgender Erziehung mit hoher Bedeutung des Familienprinzips sollten auch ihre Wün-

sche nach Heimat und idealer Familie endlich Erfüllung finden und zwar indem sie selber mit zweifellos zunächst großem Engagement und Idealismus für andere die Erfüllung eben dieser Wünsche zu ermöglichen suchte. Als Pflegemutter, die den menschlichen und erzieherischen Mittelpunkt der Familie bedeuten soll, bleibt sie gleichzeitig identifiziert mit der alleinstehenden, berufstätigen Mutter, die sie hinter sich hatte lassen wollen.

Dies sind nur einige Wurzelfäden der unbewußten Konfliktdynamik, die ihr Agierfeld sowohl mit den männlichen Repräsentanten der Institution als auch mit den Kindern findet. Frau M. geriet von Anfang an in schwere Kompetenzkämpfe mit dem ihrer Familie zugewiesenen pädagogischen Mitarbeiter. Es blieb Aufgabe der Supervision, hier eine Unterscheidung zu ermöglichen zwischen den aus der Ursprungsfamilie stammenden Anteilen, die zu Fehlinterpretationen führten und Störungsanteilen, die durch pathogene Strukturen in der Gesamtorganisation bedingt waren.

Bei der Darstellung der dritten Quelle der ins Interaktionssystem verflochtenen Dynamik, der unbewußten Konflikte der Kinder und Jugendlichen, möchte ich mich auf das Beispiel der von Frau M. gegründeten Pflegefamilie beziehen. Ich habe bereits erwähnt, daß der Begriff »Katastrophenkinder« im Laufe der Jahre einen inhaltlichen Wandel erfahren hat und es inzwischen vorwiegend um die Resozialisierung alleinstehender, in Richtung Asozialität abgedrängter Kinder geht. Es geht um Kinder aus gescheiterten, zerfallenen, gespaltenen Familien, Kinder, die schwerste, unbewältigte Trennungserfahrungen mitbringen und die unbewußt entsprechende Situationen arrangieren – »Katastrophenkinder«, die zu katastrophalen Kindern werden können. In den »Ersatzfamilien« sollen sie nun mit der alleinstehenden Pflegemutter ideale, mindestens aber bessere Familien formieren – ein Spannungsfeld, ein äußerst fragiles Netzwerk.

Frau M. gründet eine Familie mit insgesamt fünf Kindern, drei Mädchen und zwei Jungen zwischen 3 und 9 J., die aus drei verschiedenen Herkunftsfamilien kommen. In den Vorgeschichten der Kinder fehlt jeweils ein Elternteil, sei es aus Trennungsgründen oder aufgrund von Tod. Der übriggebliebene zweite Elternteil war nicht in der Lage, eine ausreichende materielle und emotionale Versorgung zu gewährleisten, so daß für die Kinder eine Fremdversorgung notwendig wurde. Um nur einen der dünnen Fäden im Netz aufzugreifen: Aufgrund dieser Erfahrungen wurden die Kinder von massiven Zweifeln an der Stabilität der so strukturierten Familiensituation geplagt und prüften ihre Sicherheit auf hartnäckige, gelegentlich sehr destruktive Weise. Frau M., die noch mit ihrer eigenen Suche nach Heimat beschäftigt war und innerhalb der Institution nicht den Platz fand, den sie sich zu eigen machen konnte, ohne die gleichzeitig notwendige Unterstützung der Institution zu verlieren, fühlte sich den Prüfungen durch die Kinder in keiner Weise gewachsen. Mit Gefühlen schwer-

ster Selbstverunsicherung, deren Quellen für sie nicht mehr zu orten waren, fand sie sich mit drei weiteren, sich ähnlich fühlenden Pflegemüttern zusammen und suchte nun über die Supervision ein Projektionsfeld für die verborgenen (»beruflichen«) Konflikte.

Der Ausschluß der Männer

Bei den ersten Kontakten berichteten die Mütter von ihren jetzigen Familien, den jeweiligen Kindern, deren Geschichte, spezifischen Störungen und den entstandenen Beziehungsproblemen, für die sie in mir eine »Beziehungshelferin« (Schmidtbauer) suchten. Ihr Supervisionswunsch hatte sich im informellen Kontakt untereinander herauskristallisiert, unabhängig von Träger, Leiter und pädagogischen Mitarbeitern. Es war allen wichtig, die diese Funktionen besetzenden Männer aus dem Entscheidungsprozeß herauszuhalten. Ihr bewußtes Anliegen war fallzentrierte Supervision. Sie hatten sich im Vorfeld bereits auf ihren Fällen gemeinsame Problematiken geeinigt, um die es zunächst gehen sollte und die sie mit den Stichworten »die Regeln der Institution« und »die Sexualität« kennzeichneten. Damit waren zwei Problemfelder umrissen. Zum einen ging es um die allgemeine, »von oben« erlassene Ordnung, die sie in vielen Punkten nicht mit ihrem individuellen Familienleben und ihren eigenen Vorstellungen von einer »guten Familie« vereinbaren konnten – ein Problem, das der Institution angelastet wurde. Zum andern ging es um den Umgang mit sexuellen Handlungen der Kinder untereinander – ein Problem, das beim Klientel geortet wurde.

Mit diesem Angebot waren bereits die verschiedenen Ebenen unbewußter Dynamik aufgezeigt. Die Versuchung, die angebotenen Problemfelder, über eine in ihnen verborgen bleibende ödipale Problematik der Mütter i.S. eines »unbewußten Gruppenthemas« (Pühl, S.398) zu einen, ist groß, würde aber der aufgezeigten Komplexität kaum gerecht werden. Die Gegebenheiten von Institution und Klientel, die beispielsweise ödipale Latenzen der Mütter dauerhaft mobilisieren, blieben unberücksichtigt. Die verborgene Angst, die versteckte Frage nach dem geeigneten Umgang mit Grenzverletzungen, Chaos und Destruktivität schienen mir vorrangig. So war mir auch der »cliquenartige Verbund« der Supervision suchenden Frauen nicht ganz geheuer. Ich dachte an bereits wirksame Spaltungsprozesse, an Externalisierungen, die eine Bearbeitung erschweren könnten. Diese Unsicherheit bewog mich, den »Ausschluß der Männer« spontan infragezustellen. Es tauchten daraufhin vehemente Ressentiments gegenüber den »pseudoverantwortlichen, machtversessenen, besserwisserischen, inkompetenten und wenig einfühlsamen Männern« auf. In der Gruppe der

Pflegemütter kristallisierte sich die schwere Enttäuschung an den Männern rasch als zentrale Thematik heraus. Dieser Thematik wurde nun, zunächst bezogen auf das Erleben in der Institution, Vorrang gegeben. Das ursprüngliche Anliegen fallzentrierter Supervision schien auf dem Hintergrund solcher Dynamik wie ein Alibi für die Entwicklung und Durchsetzung autonomer Wünsche. Ziel der Frauen wurde jetzt die Befreiung aus der gemeinsam erlebten »Opferposition«, die gleichzeitig männliche »Täterschaft« postulierte.

Über die Frage der Finanzierung der Supervision wurden Abhängigkeiten und Loyalitätskonflikte direkt zugänglich. Die Mütter hatten zwar daran gedacht den Träger für fallzentrierte Supervision zur Kasse zu bitten, jedoch schien ihnen dies zur Klärung von Konflikten, die in Zusammenhang mit der Institution standen, nicht so einfach möglich. Bei der Auseinandersetzung mit diesem Problem, fanden sie sich plötzlich wieder auf dem Platz finanziell abhängiger Ehefrauen, die kein Recht auf eigene Wünsche haben, kein Recht auf Supervision, sofern diese eigene Sache sein soll. Es entwickelte sich eine lebhaft Diskussions zu der Frage, ob man lieber geheim tagen soll, eine Art »Untergrundsarbeit« betreiben, um – so ließ sich phantasieren – eines Tages die Männer vom Thron zu stürzen oder doch offen kämpfen. In jedem Fall kreisten die Phantasien um Kampf, wobei offenblieb, ob es ein heilsamer oder ein zerstörerischer Kampf sein würde. Während zunächst stillschweigend vorausgesetzt wurde, daß ich mit den mütterlichen Anliegen identifiziert bin, begannen an dieser Stelle erste Unsicherheiten aufzutauchen, die sich an Fragen des Settings festmachten und schließlich in eine Art »Probezeit« für mich mündeten, mit der angedeutet wurde, daß Kampf auch gruppenintern zu befürchten ist. Wir einigten uns schließlich auf zunächst 30 14tägige Sitzungen, die sie offiziell beim Leiter beantragen wollten. Der Zeitraum entsprach etwa einem Jahr. Genau solange Zeit müssen die Pflegemütter als sog. »Familienhelferinnen« absolvieren, bevor sie von Leiter und Träger angenommen oder abgelehnt werden. Zwiespältigkeit für die man die bekannte Lösung durch Polarisierung in Annahme – Ablehnung erhofft, deutet sich ebenfalls an.

Supervisorientestung

Identifiziert mit einer bestimmten Position der Institution konnten sie mit ihrem Supervisionsanliegen nun doch öffentlich werden. Die Mütter bezogen mir gegenüber jetzt, vermutlich i.S. der projektiven Angstabwehr die mächtige Position der Männer. Ich wurde als Unruhestifterin gefürchtet und war bereits zur Projektionsfigur für Konflikthafes geworden. Pühl (1992, S.397) nennt die Position, in der die Supervisanden ihre Angst vor

Veränderung auf den Supervisor richten, den Prozeß der »Supervisoren-Testung«. Pühl beschreibt, wie dabei versucht wird – so auch hier – den Supervisor, in seiner Potenz zu neutralisieren. Entweder er wird als Freund oder Verbündeter zu integrieren versucht oder er wird zum Gegner. In der psychoanalytisch orientierten Supervision geht es nun darum, dieses Phänomen als Spiegelphänomen der gerade aktualisierten Ebene – hier die der Interaktion von Pflegemüttern und Institution – zu verstehen. Durch die Interpretation des dynamischen Geschehens in der Supervisiongruppe bietet sich dann die Chance, Feind- und Blockbildungen, Spaltungsprozesse und Projektionen wie sie hier in geschlechtsbezogener Weise massiv wirksam waren, allmählich zu lockern.

Wegen der Beantragung der Finanzierung der Supervision durch den Träger, erhielt ich ein Schreiben vom Leiter, in dem ich um Kontaktaufnahme gebeten wurde. Ich wurde zu einem Gespräch eingeladen, bei dem sich mir die »Männer der Gemeinschaft« vorstellten mit der Absicht, meinen ihnen freundlich oder feindlich gesinnten Standort zu erfahren. In erster Linie ging es um Fragen nach meiner Loyalität, z.B. danach, wie ich Stellung beziehe, wenn ich feststellen würde, daß ein bestimmtes Kind nicht zu einer bestimmten Mutter passe. Auch auf Institutionsebene herrschte also große Angst vor Unruhe. Als Supervisorin begründet einen Standpunkt zu beziehen, der außerhalb des internen hierarchischen Geschehens und der Machtstrukturen liegt, in die ich jetzt einbezogen werden sollte, wurde nicht akzeptiert. »Die Männer der Einrichtung«, in der es geschlechtsbezogene Fronten gab, die konstruktive Zusammenarbeit blockierten, verharrten in Mißtrauen und lehnten es ab, die Supervision zu finanzieren. Diese Entwicklung rief bei den Müttern zwar Unmut hervor, wurde gleichzeitig aber auch erleichtert aufgegriffen i.S. einer Befreiung aus vermeintlicher Abhängigkeit. Sie beschlossen, die Supervision selbst zu finanzieren und nahmen die Ablehnung zum Anlaß, die geschlechtsspezifischen Machtstrukturen zu thematisieren. Dabei ging es auch um diskrepante Familienvorstellungen. Die Mütter stellten Idealisierungen zugunsten von Auseinandersetzungen infrage und machten dabei schmerzliche Erfahrungen mit den Grenzen ihrer Möglichkeiten sowohl innerhalb der Institution als auch mit den ihnen zugewiesenen Kindern.

So ging es im ersten Jahr der Supervision vorwiegend um organisationsspezifische Probleme und den eigenen Anteilen daran, die Veränderungen in ihrem Selbstverständnis als Frauen mit sich brachten. Auf Organisationsebene zeigte sich dies nach einem Jahr darin, daß jetzt die Supervisionskosten zur Hälfte vom Träger übernommen wurden. Die Arbeit mit den Kindern konnte sich unbelasteter von inzwischen andernorts erkennbaren Konflikten gestalten. Die auf der Ebene Mütter-Kinder angesiedelte Dynamik bekam jetzt erst Raum zur Entfaltung. M.E. war die

Bearbeitung der Konfliktodynamik in der Mütter-Institutions-Interaktion Voraussetzung für die nun folgende fallzentrierte Arbeit, die sonst möglicherweise vom Opfererleben, von Protesthaltungen etc. ungetrennt geblieben wäre. Erst der mehr selbstbestimmt erlebte Platz der Mütter in der Institution, der auch Akzeptanz von Verlust und Verzicht bedeutete, ermöglichte es, daß fallzentrierte Arbeit eigenes Anliegen werden konnte. Gleichzeitig trug die über die einjährige Arbeit erfolgte partielle Identifikation mit dem Stil der Supervisorin dann dazu bei, den Zugang zu den Konflikten der Kinder und Jugendlichen zu finden.

Den eigenen Platz einnehmen

Es wäre vermessen und eine Identifikation mit der regressiven Seite des Anliegens der auftraggebenden Mütter zu meinen, die supervisorische Arbeit sei geeignet, die tradierten Strukturen der Institution – und seien sie noch so pathogen – zu verändern. Ich meine, daß die genaue diagnostische Abklärung vor Annahme eines solchen Auftrags auch notwendig ist, um Klarheit über Möglichkeiten und Grenzen zu verschaffen. Denn ebenso groß wie die Gefahr, Wahrung und Illusion zu unterstützen, ist m.E. die Gefahr, ohne Berücksichtigung der Dynamik im Gesamtgefüge, in der Supervisionsgruppe Aufruhr zu erzeugen, ohne daß dieser konstruktiv genutzt werden kann, sondern im Gegenteil zu vorzeitigen oder auch destruktiven Aktionen führt. Der emanzipatorische Ansatz in der psychoanalytisch orientierten Supervision bezieht sich zunächst einmal auf die Möglichkeit der Wahrnehmung unbewusster Prozesse. Ich habe versucht, die Konflikte und Störungen wie Symptome zu verstehen, deren Sinn zunächst unbewußt ist und den es zu erarbeiten gilt. Es ging mir dann darum, die verschiedenen Ebenen möglicher Symptomentstehung zu verdeutlichen und die jeweils eigenen Anteile der Supervisorinnen herauszuarbeiten. Dies wurde möglich über die Bearbeitung des Übertragungs-Gegenübertragungsgeschehens in der Supervisionsgruppe, das als Spiegelphänomen der verschiedenen Beziehungsebenen betrachtet wurde, nämlich Pflegemütter-Institution und später Pflegemütter-Kinder.

Auf diese Weise konnte eine Selbstreflexion in Gang kommen, aufgrund derer die Mütter ihre eigene Situation emotional und kognitiv neu bewerteten und ihren eigenen, vom zugewiesenen unterschiedlichen Platz einnehmen konnten. Im Laufe der fallzentrierten Arbeit, die sich daran anschloß, wurde sehr bald deutlich, daß es dabei nicht um einen festumrissenen, konstanten Platz gehen konnte, sondern dieser in vielen Situationen immer wieder aufs Neue erobert werden mußte. Die Erkenntnis, mit dem »Beruf Mutter« eine Lebenssituation gewählt zu haben, die Si-

cherheit, Konstanz, auch Autonomie gewährleisten sollte, nun aber ein ständig zu scheitern drohendes Bemühen um eben diese Qualitäten bedeutet, gehörte zu den schmerzlichsten. Die Erfahrung, wie bedeutsam die Kenntnis von den eigenen Lebenszusammenhängen für den Umgang mit aktuellen Verstrickungen sein kann, ließ die Pflegemütter nicht nur die eigene Identitätsfrage als elementares Bedürfnis ernstnehmen, sondern auch entsprechende Wünsche sowie deren verleugnende Verarbeitungen bei den Kindern. In der beginnenden fallzentrierten Supervision nahm die Beschäftigung mit der Herkunftsproblematik, die für die Unterscheidungsfähigkeit von Phantasie und Realität von großer Bedeutung ist, breiten Raum ein. Ich glaube, daß es besonders diese Phase supervisorischer Arbeit war, die den Pflegemüttern über die Integration zuvor getrennt gehaltener Selbstbilder zu mehr Professionalität verhalf. Dies bedeutete Entlastung und gab fruchtbaren Boden für neue Beziehungsqualitäten und Entwicklungsmöglichkeiten bei den Pflegekindern.

Die fallzentrierte Supervision fand nach einiger Zeit in größeren Abständen statt und wurde auf Wunsch der Mütter als Einzelsupervision fortgesetzt. Hier wurde deutlich, daß es Themen gab, die aus Angst und Schamgründen aus dem Gruppenprozeß ausgeschlossen bleiben mußten. Dies war insbesondere die Neid- und Rivalitätsthematik, jetzt nicht mehr geschlechtsbezogen, sondern mit Blick auf die bei den »richtigen« Müttern vermutete breitere Lebensqualität, z.B. deren körperbezogene Erfahrungen. In diesem Zusammenhang wurden auch die im Arbeitsfeld mobilisierten ödipalen Konflikte bedeutsam, deren Bearbeitung jetzt ohne verzerrende Identifikation mit institutionellen Mythen fruchtbar werden konnte.

Anmerkung

1 Leicht geänderte Fassung eines Vortrages der DPG-Jahrestagung, Freiburg 1996

Literatur

- Bauer, A. u. Gröning, K.: Gleichgewicht – Übergewicht – Gegengewicht. Zur Bedeutung geschlechtsbezogener Wahlen in der Supervision. Im Forum Supervision Nr. 5 März 1995. 3. Jg., S. 37-49
- Bauriedl, TH.: Psychoanalytische Perspektiven in der Supervision. Erweiterte Fassung des Festvortrags »Supervision – eine neue Form der Psychotherapie?« zum Abschluß des Allgemeinen Hochschullehrgangs für Supervision an der Universität Salzburg am 21.6.1991.
- Berger, M.: Klinische Erfahrungen mit Adoptiv-Kindern und Adoptiv-Eltern. In: Bernauer, U. (Hg.): Kinderwunsch – Wunschkind. Tagungsberichte der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg 1991, S. 80-99.

- Harms, E. u. Strehlow, B. (Hrsg.): Das Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1990.
- Fürstenau, P.: Über die politische Relevanz psychoanalytischer Praxis. In: Gruppendynamik 1 1977, S. 49-65.
- Hegel, E.: Vom Rettungshaus zum Kinderdorf. Ein Beitrag zur Geschichte des Familienprinzips in der fürsorgenden Erziehung. Ernst Reinhardt Verlag München/Basel 1968.
- Kutter, P.: Das direkte und indirekte Spiegelphänomen. In: Pühl, H.(Hg): Handbuch der Supervision. Beratung und Reflexion in Ausbildung, Beruf und Organisation. Edition Marhold 1992, S. 291-302.
- Pühl, H.: Der institutionelle Mythos. In: Institutionsgeschichten Institutionsanalysen. Sozialwissenschaftliche Einmischungen in Etagen und Schichten ihrer Regelwerke. Edition diskord Tübingen 1995, S.70-79.
- Pühl, H.: Psychoanalytisch-orientierte Supervision. In: Pühl, H. (Hg.): Handbuch der Supervision. Beratung und Reflexion in Ausbildung, Beruf und Organisation. Edition Marhold 1992, S. 395-406.
- Pühl, H. u. Schmidbauer, W. (Hrsg.): Supervision und Psychoanalyse. Selbstreflexion der helfenden Berufe. Geist und Psyche Fischer Frankfurt 1993.
- Roth, J.: Hilfe für Helfer: Balint-Gruppen. München-Zürich 1984.
- Schmidbauer, W.: Falsche Freunde und ehrliche Feinde – Aspekte des Supervisions- und Beratungsbooms. Vortrag in der Sektion Klinik und Praxis im DAGG 1993.
- Schmidbauer, W.: Zusammenspiel von Männern und Frauen in Institutionen. In: Bauer, A. u. Gröning, K. (Hg.): Institutionsgeschichten Institutionsanalysen. Sozialwissenschaftliche Einmischungen in Etagen und Schichten ihrer Regelwerke. Edition diskord Tübingen 1995, S. 186-202.
- Verein für Psychoanalytische Sozialarbeit (Hrsg.): Supervision in der psychoanalytischen Sozialarbeit. Edition diskord Tübingen 1994.

■ Psychotherapeutische Arbeit in der Berufsberatung der Schweizerischen Invalidenversicherung (IV)

■
Regina Grieder-Winzeler

Zusammenfassung

Ausgehend von den Begriffen der professionellen Beratung und der Psychotherapie, plädiert die Autorin für den befruchtenden wechselseitigen Ansatz psychotherapeutischen Erkennens und Handelns in der Beraterarbeit – hier spezifisch in der IV-Berufsberatung. Wesen, Auftrag, Klientel und die spezifischen Probleme der IV-Berufsberaterin bei ihrer Arbeit mit vor allem psychisch Behinderten werden skizziert, die Vorteile des psychotherapeutischen Rüstzeugs bei ihrer Arbeit erläutert – aber auch die Begrenzungen, die ihrer Tätigkeit innewohnen.

Beratung versus Psychotherapie

Auf den ersten Blick scheinen sich die beiden Begriffe zu ›beißen‹, wenn nicht auszuschließen. Beratung wird im Volksmund mit Ratschläge geben gleichgesetzt, die generell einen Beigeschmack haben – nicht nur bei Fachleuten und Therapeuten. Wer kennt nicht die Situation, wo wir dazu neigen, Mitmenschen, die uns ihr Leid klagen, bereitwillig unsere Meinung zu sagen, die meist einen ›guten Rat‹ einschließt. Und wer kennt nicht unseren nicht immer eingestandenen Ärger auf die Person, die unseren Rat in den Wind schlägt und lieber in ihrem Elend verharrt. Wir schwören uns: Nie wieder – und es dauert nicht lange, bis wir uns mit einem anderen Leidklagenden in derselben Situation befinden – frustrierend für beide.

Diese Erfahrung will die Psychotherapie explizit vermeiden. Auf der Kenntnis der Neurosenlehre aufbauend, will sie diese kontraproduktiven (unbewußten) Mechanismen des Menschen nicht noch untermauern. Sie ist sich bewußt, daß die Appelle der Menschen nur scheinbar auf Rat ausgerichtet sind und anderes anstreben als gute Ratschläge; Ratschläge, die von den Betroffenen weder befolgt werden wollen noch können. Die Kommunikation reißt ab, respektive führt zum perpetuierenden Hilferuf, der unbeantwortet bleibt.

Professionelle Beratung sollte wiederum nicht primär darauf abzie-

len, Ratschläge zu erteilen. Auch sie will, ähnlich der Psychotherapie, dem Ratsuchenden helfen, herauszufinden, was für ihn richtig ist, was er tun oder verändern muß. Im Gegensatz zur psychotherapeutischen Arbeit wird in der Beratung die persönliche Meinung und Stellungnahme des Beraters nicht bewußt ausgeklammert, sondern als Hilfsmittel eingesetzt. Es wird von der Persönlichkeit des Beraters abhängen, wie weit er dabei geht, ob und wie weit er seinen Einfluß geltend macht oder, im ungünstigen Fall, auch manipulatorische Elemente in seine Arbeit hineinfließen läßt.

Die Motive für und die Zielsetzungen von Beratung und Psychotherapie sind unterschiedliche. Beratung – sei es im Bereich der Sozialarbeit, der Fürsorge, der Erziehung oder der Berufsberatung – wird vom Ratsuchenden fallweise und bei Bedarf beansprucht. Meist aus einer persönlichen Krise, einer durch die Lebensumstände bewirkten ›Ratlosigkeit‹ heraus, in einer finanziellen Notlage oder, wie in der Berufsberatung, im Falle einer notwendig werdenden beruflichen Weichenstellung oder der gewünschten Neuorientierung.

Auch bei der Psychotherapie sind es Zeiten persönlicher und psychischer Krisen, oft zentrale lebensgeschichtliche Wendepunkte, an denen ein meist seit längerer Zeit schwelendes Leiden – an sich und der Umwelt – an Druck zunimmt, und den für den Schritt in eine Psychotherapie notwendigen Leidensdruck erzeugt.

Im Gegensatz zu einer psychologischen Beratung, die wie jede andere professionelle Beratung, per definitionem begrenzte und focusartige Interventionen beinhaltet, setzt die Psychotherapie ein Ja des Klienten zu einer oft längerfristigen Arbeit mit dem Therapeuten voraus. Psychotherapie mit ihrer Zielsetzung, eine anhaltende Veränderung in Erleben, Verhalten und Persönlichkeitsstruktur des Klienten oder Patienten zu erreichen, setzt einen umfassenden Entwicklungsprozeß voraus und in Gang, der individuell verläuft und angesichts meist eingeschliffener und verfestigter Erlebensweisen, Verhaltensmuster und Persönlichkeitsstrukturen viel Zeit braucht.

Berufsberatung versus IV-Berufsberatung

Berufsberatung ist ein spezieller Berufszweig innerhalb der Berufsgattung, der Beratung zum Inhalt und Auftrag hat. Berufsberatung unterteilt sich in der Schweiz entsprechend ihrer Zielgruppe in die Öffentliche und die Akademische Berufsberatung, beide staatliche Einrichtungen, die von Jugendlichen und Erwachsenen kostenlos beansprucht werden können.

Eine dritte, spezifische Form der Berufsberatung ist diejenige der Schweizerischen Invalidenversicherung. Sie ist Gegenstand dieser Abhand-

lung. Die Invalidenversicherung schuf – ihrem Grundsatz: ›Eingliederung vor Rente‹ entsprechend – spezielle Abklärungsstellen (IV-Regionalstellen), welche die IV-Berufsberatung beherbergten. Heute sind letztere, im Zuge der Kantonalisierung, in die Kantonalen IV-Stellen integriert.

Auftrag des IV-Berufsberaters ist die Beratung, Abklärung und Wiedereingliederung behinderter Menschen. Auch sie ist unentgeltlich für Erwachsene, die aufgrund einer körperlichen oder psychischen Krankheit oder eines Unfalls nicht mehr in ihrem erlernten oder angestammten Beruf arbeiten können und eine berufliche Veränderung oder Neuorientierung benötigen – und damit verbunden, gezielte berufliche Maßnahmen. Dies kann in Form einer beruflichen Abklärung, eines Arbeitstrainings, einer Einführung an einem neuen Arbeitsplatz oder aber einer Ausbildung oder Umschulung geschehen. Diese Maßnahmen werden nach Gutheißung durch die IV finanziert.

Einen Teilbereich der IV-Berufsberatung stellt die Beratung Jugendlicher dar. Schulabgänger, welche aufgrund eines Geburtsgebrechens (geistige Behinderung, Hör- oder Sehbehinderung, Sprachgebrecchen u.a.) nicht oder nur teilweise die regulären Schulen durchlaufen konnten und in Sonderschulen ihren Fähigkeiten entsprechend gefördert wurden. Jugendliche auch aus stark geschädigtem Milieu, deren mangelhafte Fähigkeit zu sozialer Anpassung und Kompetenz einen Einstieg in eine reguläre Berufsausbildung verhindert hat oder zum Scheitern brachte. Viele dieser Jugendlichen benötigen für ihre erstmalige berufliche Ausbildung einen institutionellen (geschützten) Rahmen, d.h. spezielle Berufsausbildungs- und Eingliederungsstätten der IV, weil sie den Anforderungen des heutigen Arbeitsmarktes und der Berufsschulen nicht gewachsen sind.

Die Klienten der IV-Berufsberatung unterscheiden sich somit von denjenigen der Öffentlichen Berufsberatung durch das Vorhandensein einer Behinderung, die, vom Invaliditätsbegriff her definiert, eine Anspruchsberechtigung von IV-Leistungen impliziert. Das bedeutet – im Gegensatz zur Öffentlichen und Akademischen Berufsberatung – eine meist nicht freiwillige Inanspruchnahme dieser Dienstleistung. Zur IV-Berufsberatung kommen die Leute gezwungen durch äußere, meist schwierige persönliche, berufliche und soziale Umstände, vielfach finanziell abhängig von staatlichen und Versicherungsleistungen. Der an sich motivierende Wunsch nach Veränderung fehlt bei vielen, und Angst vor Veränderung und Widerstand gegenüber dem Kommenden sind vorherrschend. Die Beratenden bekommen dies unweigerlich zu spüren. Angesichts ihrer im Leben des IV-Klienten doch sehr passageren Funktion und Bedeutung engt dies ihren Wirkungskreis erheblich ein. Sie werden sich, der Grenzen ihres Einflusses bewußt, häufig mit wenig Erfolg zufriedengeben und lernen müssen, ihre Kräfte haushalterisch und dort einzusetzen, wo Resignation und Selbst-

aufgabe des Klienten – oft verknüpft mit einer ungeheuren Erwartungshaltung an die Umwelt – noch keine destruktiven Ausmasse angenommen haben.

Wo die Klienten trotz Krankheit und Behinderung bereit sind, das Ihnen Mögliche zum Gelingen ihrer schwierigen Aufgabe beizutragen, wo die Persönlichkeit noch ausreichend gesund ist, da sind trotz erschwelter wirtschaftlicher Bedingungen noch immer Arbeitgeber zu finden, die – meist aufgrund eigener Betroffenheit innerhalb der Familie – Hand bieten für eine berufliche Reintegration. Hier kann die IV-Berufsberatung aufgrund des bestehenden Angebots an Institutionen und finanziellen Mitteln der IV einiges an Unterstützung anbieten.

Die Beraterin begleitet den Klienten vom Erstgespräch an bis zum Abschluß der beruflichen IV-Maßnahme. Bei gutem Verlauf im Hintergrund bleibend, bei Bedarf oder falls notwendig als Gesprächspartnerin und Mittlerin wieder in den Vordergrund tretend.

Bei mangelhafter oder fehlender Kooperation des Klienten jedoch, wenn dieser nicht oder nicht mehr zur Beratung kommt, muß dieser gemahnt und zurückgeholt werden. Kommt er, nach ultimativer Aufforderung, unmotiviert oder mit Anwalt wieder, sind es vorwiegend finanzielle Motive. Er will eine IV-Rente.

Dies ist für die Zusammenarbeit kein tragendes Fundament; der erteilte Auftrag, die dem Klienten medizinisch-theoretisch attestierte Arbeitsfähigkeit in der Praxis verwerten zu helfen, verläuft im Sand. Ein ausgesprochen spezifisches Problem des IV-Berufsberaters. Als Angestellter der Invalidenversicherung und als Berater seines Klienten fungiert er als ›Diener zweier Herren‹. Und als solcher ist er zwangsläufig mit Erfolg oder Scheitern der von ihm eingeleiteten beruflichen Maßnahmen konfrontiert – häufig auch mit der Unmöglichkeit, letztere überhaupt in Gang zu bringen. Dafür hat er geradezustehen – als Kehrseite der ihm übertragenen Verantwortung und Selbständigkeit bei seiner Arbeit.

Gedanken zur Berufsberaterischen Tätigkeit

Berufsberaterische Arbeit mit gesunden Jugendlichen und Erwachsenen setzt, will sie gut gemacht sein, eine fundierte Ausbildung, Erfahrung und persönliches Engagement voraus, Sie stößt, wie jede andere Tätigkeit mit dem Menschen als Mittelpunkt, auf ein Gegenüber mit einer eigenen Geschichte, eigenen Vorstellungen und Wünschen, die wiederum auf die des Beraters treffen. Eine je eigene Dynamik stellt sich ein, welche die Arbeit befruchtet oder ihr hinderlich ist. Die Persönlichkeit des Beraters oder der Beraterin spielt hierbei eine zentrale Rolle.

Nur in Ausnahmefällen aber wird berufsberaterische Arbeit den Berater seelisch derart beanspruchen, daß eigene unbewußte und ungelöste Konflikte die Arbeit behindern oder zum Stagnieren bringen. Die spezifische Natur der Beratungssituation in der Berufsberatung hält die zwischenmenschlichen Kontakte innerhalb eines begrenzten emotionalen Rahmens, der Abgrenzung und Distanz zum Klienten weit besser erlaubt als z.B. in einer therapeutischen Situation.

Dies mag der Grund sein, daß Psychologie und Diagnostik in der Ausbildung zwar wichtige Bestandteile sind, nicht aber die Selbsterfahrung und therapeutische Schulung.

Spezifische Probleme der IV-Berufsberatung

Innerhalb der IV-Berufsberatung kann der Mangel an therapeutischer Selbsterfahrung aus den bereits angetönten Gründen zu einem Problem für den Berufsberater werden. Wenn er zwischen Klient und Auftraggeber (Versicherung) steht und die Interessen der beiden unter einen Hut bringen soll; wenn er – in seinem Selbstverständnis vielmehr Psychologe denn Versicherungsmann – von den Wünschen und Ansprüchen des Klienten beschlagnahmt wird; wenn ihm dessen Lebensgeschichte besonders nahegeht. Aber auch, wenn (nicht offensichtlich) destruktive Mechanismen des Klienten den Berufsberater in die Enge treiben, und dieser, ehe er sich versieht, zum Handlanger von dessen kontraproduktiven Strebungen wird. Wenn der Berater aufgrund eigener blinder Flecken und unzureichender Bearbeitung seiner unbewußten konfliktuösen Anteile in eine kontraproduktive Helferrolle verfällt – oder in diese hineingedrängt wird. Dann wird er seinen Auftrag nicht mehr, oder nur mit Mühe erfüllen können. Die mangelhafte Abgrenzungsfähigkeit des Beraters, die zum ›Burn out‹-Syndrom führen kann, ist genügend bekannt. Abgrenzung tut Not, ist nicht nur Selbstschutz, sondern schützt auch den Klienten. Eine allzu gewährende Haltung des Beraters hilft dem Klienten nur scheinbar, untermauert vielmehr dessen neurotisches oder destruktives Verhalten. Hier tut kritisches Selbstverständnis Not – und eine gehörige Portion Einsicht in intrapsychische Zusammenhänge und deren Handhabung. Diese aber sind weitgehend das Ergebnis ehrlicher therapeutischer Arbeit an sich selbst.

Die Vorteile einer psychotherapeutisch ausgerichteten Berufsberatung

Die hier geschilderten Klippen der Berufsberaterin bei der Arbeit mit behinderten Menschen, vor allem, wenn es sich um schwierige Persönlichkeiten oder schwere Persönlichkeitsstörungen handelt, können zwar nicht immer umgangen oder verhindert werden, auch nicht von einer psychotherapeutisch geschulten Berufsberaterin. Doch hat diese entscheidende Vorteile durch ihr zusätzliches psychotherapeutisches Rüstzeug und die ihr eignende therapeutische Haltung. Diese sind jedenfalls ein fruchtbarer Ansatz für die Arbeit mit den Klienten und für die Klienten selber.

Zum Rüstzeuge der psychotherapeutischen Berufsberaterin gehören ihre Selbsterfahrung (eigene Therapie oder Analyse und Supervision); ihre therapeutische Tätigkeit und klinische Erfahrung (Kenntnisse der Psychopathologie; der ihr vertraute Umgang mit Übertragungs- und Gegenübertragungspänomenen; die Handhabung von Nähe und Distanz (Abgrenzungsproblematik); die Fähigkeit zur Introspektion und Empathie; ein ausreichendes Selbst- und Fremdverständnis und -reflexion; die Psychohygienefunktion der weiteren Analyse an sich selber (Gegensteuer zum ›Burn out‹-Syndrom).

Zweifellos sind die aufgeführten Fähigkeiten und Eigenschaften nicht das Privileg der Psychotherapeutinnen. Auch diese haben ihre Mängel und Grenzen, sind nicht a priori ›bessere‹ Menschen, wie schon Sigmund Freud sagte, allenfalls ist ihnen vieles bewußter. Und doch verfügen sie über ein Instrumentarium, das eben nur über eine eigene Analyse und Selbsterfahrung gewonnen werden kann.

Ohne dieses Instrumentarium wird vor allem die Persönlichkeit der Beraterin und ihre Bereitschaft und Fähigkeit zur Selbstreflexion und Arbeit an sich selber den Ausschlag geben, wie gut sie für ihre Klienten ist. Gelingt es ihr, mit ihrer Haltung und Arbeitsweise beim Klienten einen inneren Prozeß in Bewegung zu setzen – auch wenn er begrenzt sein mag – dann ist ein Stück ›kleine Psychotherapie‹ passiert. Eine weitere Entwicklung und weitere Schritte werden möglich. Und nicht zuletzt sind es der Faktor Zeit und die (oft unfreiwillig) gemachten Erfahrungen des Klienten, die ›therapeutisch‹ wirken; welche die Stagnation einer Beratungssituation, Begleiterscheinung einer stagnierenden Entwicklung des Klienten, aufzuheben vermögen und den Prozeß wieder in Gang bringen. Hier können die abwartende Haltung der Beraterin, ihr Offensein und ihre innere Präsenz für allfällige spätere Schritte des Klienten therapeutisch wirken.

Manchmal beschränkt sich die Aufgabe der IV-Berufsberaterin, besonders bei psychisch Behinderten mit einer langen und chronifizierten

Krankheitsgeschichte, auf ein einfaches Gespräch, das therapeutischen Charakter haben kann. Wenn dem Klienten, konfrontiert mit der Realität der Arbeitswelt, schmerzlich bewußt wird, daß er von seiner immer wieder aufflackernden Hoffnung, eines Tages wieder ein ›vollwertiges‹ Mitglied der Gesellschaft (und damit der Arbeitswelt) zu werden, Abschied nehmen muß. Es ist ein Ringen zwischen aufkeimender Hoffnung und Resignation, das Ringen um einen schweren, aber notwendigen Schritt im Leben dieser Menschen – auf der persönlichen und beruflichen Ebene, der ihnen letztlich ermöglicht, ihre psychischen Kräfte richtig einzuschätzen, und die persönlichen und beruflichen Beschränkungen ihrer Krankheit zu akzeptieren – ohne der Hoffnungslosigkeit ganz zu verfallen. Ist dies möglich geworden, so muß der psychisch Leidende seine Kräfte auf die Gestaltung seines Lebens konzentrieren, das sinnvoll sein kann auch ohne Arbeit und berufliche Perspektive. Unter diesen Voraussetzungen wird es ihm leichter fallen, die zweifellos bescheidenen beruflichen Angebote im Geschützten Rahmen annehmen zu können. Dann zumindest, wenn er lieber eine einfache Arbeit hat als gar keine.

Häufig aber sind die einfachen und anspruchslosen Arbeiten für viele psychisch Kranke, die eine gute Ausbildung und Berufserfahrung mitbringen, keine echte Alternative und werden als kränkend empfunden. Dies ist verständlich aber auch begrenzend, weil kein anderes Angebot vorhanden ist.

Es liegt auf der Hand, daß der oben beschriebene Prozeß von den Klienten vor allem außerhalb der IV-Berufsberatung geleistet wird. Diesbezüglich ist deren Einfluß klein. Wo ihr berufliche Aufbauarbeit beim Klienten aber realistisch erscheint, kann die IV-Berufsberaterin die Weichen stellen, mit dem Klienten aus dem Angebot beruflicher Maßnahmen gemeinsam das für ihn Machbare finden. Unerläßliche Voraussetzung für das berufliche Gelingen sind eine ausreichende psychische Stabilität, Krankheitseinsicht und die Bereitschaft zu kleinen Aufbauschritten.

Begrenzungen

Daß auch vielversprechende Verläufe bei der beruflichen Aufbauarbeit mit psychisch Kranken immer wieder gestört und verunmöglicht werden, liegt in der Natur der psychischen Krankheiten und der geringen psychischen Belastbarkeit dieser Menschen. Ihre Chancen, wieder in die Arbeitswelt integriert zu werden, sind generell schlecht, und einer solchen Realität ins Auge blicken zu müssen, kann auch einen Gesunden krankmachen. Daß Motiv und Triebfeder der Psychiater und Therapeuten für berufliche Maßnahmen ihrer Patienten oft die Hoffnung ist, sie durch Arbeit stabilisieren

zu können, ist trügerisch – wenn auch verständlich angesichts der Bedeutung der Arbeit in unserer Gesellschaft und im Leben des Einzelnen. Wo nämlich berufliche Maßnahmen als Therapeutikum eingesetzt werden sollen, ohne daß der entsprechend gesunde Boden dafür geschaffen ist, da bauen wir auf Sand. Das unvermeidliche Scheitern wirft den Patienten erneut zurück in die Krankheit und in eine neue Hoffnungslosigkeit – gerade dorthin, woraus ihn der Psychiater holen wollte.

Diese perpetuierenden Erfahrungen werfen die Frage auf, ob Psychiater, Therapeut und IV-Berufsberaterin nicht besser daran täten, die bei chronisch psychisch Kranken längst zur Illusion gewordene Hoffnung auf eine Rückkehr in die Berufswelt nicht länger zu nähren. Dies aber passiert, wenn die Berufsberaterin, meist auf Drängen der Psychiater, berufliche Maßnahmen auslöst, die in ihrem Verständnis bestenfalls therapeutischen Charakter haben. Hier wäre ihres Erachtens die Arbeit am und mit dem Patienten existentiell. Die Arbeit an den realen Begrenzungen seiner Krankheit, die Auseinandersetzung mit der nicht zu umgehenden Realität – so schmerzlich sie für ihn ist – daß die Berufswelt aus seinem Leben möglicherweise für immer ausgeschlossen bleibt.

Wenn der Patient im Laufe einer solchen Trauerarbeit vom Druck seines eigenen inneren Leistungsanspruchs entlastet werden kann, werden Energien frei, die auf unfruchtbare Weise gebunden waren. So tut ein Umdenken not, nicht nur beim Kranken, sondern allem voran bei seinen Helfern.

Doppelrolle

Es ist einsichtig, daß insbesondere bei den psychisch Behinderten Klienten – aber nicht nur bei diesen – die Berufsberaterin in der unmittelbaren Begegnung, im Gespräch mit ihrem Klienten, von ihrem Selbstverständnis her, vor allem Therapeutin ist. Hier ist sie in ihrem Element, und muß gleichzeitig fähig sein, den ihrer Doppelrolle innewohnenden Zwiespalt zu überwinden, als Berufsberaterin einer Versicherung deren Auftrag zu erfüllen, und – ihrem therapeutischen Credo entsprechend – ihre Arbeit zum Wohle ihres Klienten auszuführen. Erfahrungsgemäß fühlen sich die Klienten angenommen und verstanden. Ihre Gespräche werden in gewisser Hinsicht zur ›kleinen Psychotherapie‹ – für die Berufsberaterin ohne die Last der Verantwortung, die die ›große Schwester‹ mit sich bringt. Und im Gegensatz zur ›echten‹ Therapeutin darf sie in ihrer Beraterfunktion auch klar Stellung beziehen, ihren Standpunkt vertreten oder Empfehlungen abgeben, ohne mit ihrer therapeutischen Abstinenz in Konflikt zu kommen.

Ihre Funktion als IV-Vertreterin bringt es mit sich, daß sie zur Ge-

genspielerin von Psychiater und Therapeuten wird, welche die therapeutischen Anliegen scheinbar untergräbt und die Hoffnungen der Patienten zerstört. Dies ist kaum zu vermeiden. Daß die Berufsberaterin nicht dem Klienten, sondern dem therapeutischen ›Zweckoptimismus‹ den Kampf ansagt, aus der Erfahrung heraus, daß dieser früher oder später an den realen Gegebenheiten der heutigen Berufs- und Arbeitswelt zerschellt, stößt vor allem bei unerfahrenen Psychiatern und Therapeuten auf Widerstand. Hier wirken die Zeit und Erfahrung heilsam und zugunsten der Patienten, die jedes erneute Scheitern auch wieder verkraften müssen. Gewiß benötigen viele Patienten und Klienten die konkrete Erfahrung, um ihre Grenzen zu erfahren und zunehmend auch akzeptieren zu können. Aber therapeutischer Zweckoptimismus, als Ausdruck einer therapeutischen Ohnmacht verstanden, schürt beim Patienten Illusionen und verstärkt seine durch Krankheit und Umstände verfälschte Selbsteinschätzung und verhindert letztlich ein dem Patienten mögliches inneres Wachstum, statt es zu fördern.

Die eben beschriebenen Erfahrungen gelten auch für Klienten mit körperlichen und psychosomatischen Leiden. Doch treffen hier das therapeutische Anliegen und die therapeutische Haltung öfters auf taube Ohren. Zumal wenn der Klient sich auf seine körperlichen Beschwerden versteift und die psychischen Anteile nicht sehen kann oder verleugnen muß, weil er ja nicht ›spinnt‹. In diesen Fällen kann die IV-Berufsberaterin auf unüberwindliche Grenzen stoßen, kann bestenfalls warten, bis durch andere, äußere Umstände beim Klienten ein Prozeß wieder in Gang kommt – oder auch nicht. Wo der Betreffende nicht will oder kann, da sind ihren Bemühungen Grenzen gesetzt. Wieweit sie in diesen Fällen in der Beratung – wo angesichts der verfahrenen Situation mancher Klienten ›guter Rat teuer ist‹ – auch therapeutische Dienste leisten kann, ist fraglich, weil die vom Klienten erwartete Hilfestellung nicht Hilfe zur Selbsthilfe ist, sondern eine materielle – die Ausrichtung einer Invalidenrente.

Resümee

Die für die in der Beratung tätige Therapeutin auf den ersten Blick als ›Crux‹ imponierende Funktion der Beraterin, erweist sich nach den bisherigen Ausführungen als ihrem Selbstverständnis nicht zwangsläufig zuwiderlaufend.

In der Praxis ist diese Doppelfunktion nicht nur vereinbar und vertretbar, sondern bei bewußter Handhabung auch fruchtbar. Beraten muß nicht heißen, ›aus der therapeutischen Haltung‹ heraustreten zu müssen, auch wenn die eigene Meinung und persönliche Stellungnahme gefragt ist.

Letzteres ist, besonders für die analytisch ausgebildete Therapeutin ungewohnt, weil das Aufgeben der ›Abstinenz in der analytischen Situation‹ als Kunstfehler gilt. In einer berufsberaterischen Situation aber wäre diese grundsätzliche Haltung der Therapeutin, ihre Abstinenz, unangemessen und für den Klienten unverständlich. Die Doppelrolle erlaubt der Beraterin -Therapeutin, das für die jeweilige Situation und den jeweiligen Klienten Sinnvolle aus ihrem jeweiligen Berufsarsenal herauszunehmen und nutzbringend anzuwenden. Es mag der Therapeutin guttun, bei ihrer beruflichen Tätigkeit auch einmal nicht ›hinterm Berg‹ halten zu müssen mit ihrer Meinung, ›normal‹ reagieren zu können, wie sonst im Leben.

Wenn somit der Beraterin -Therapeutin die doppelte Abgrenzung im Selbstverständnis gelingt, und die Integration ihrer Doppelrolle gewährleistet ist, dann werden die beiden Bereiche, einander ergänzend, sich fruchtbringend auf ihre Arbeit auswirken – und eine Bereicherung sein für den Klienten wie die Beraterin.

»Gestundete Zeit...«

Freiwilligenarbeit in der Psychiatrie



Irene Wirz

Zusammenfassung

Freiwilligentätige (Laien Helfer, Bürgerhelfer) in der Gemeindepsychiatrie sind fast ausschließlich Frauen. Sie stunden ihre Zeit und stellen ihre Alltagskompetenzen psychisch kranken Menschen zur Verfügung. Zwei Fallbeispiele zeigen auf, wie sich die Beziehungen zwischen den Freiwilligtätigen zu den Psychischkranken im Alltag gestalten. Das Leben schwer psychisch kranker Menschen ist reduziert und häufig auf einen engen Lebensraum mit minimalen Kontakten begrenzt. Dadurch werden auch Bearbeitungsmöglichkeiten in der Psychotherapie eingeschränkt. Kern der Freiwilligentätigkeit ist das Angebot menschlicher Begegnung, mit deren Hilfe sich der praktische Lebensraum der Kranken erweitern kann.

»Gestundete Zeit«

»Es kommen härtere Tage. Die auf Widerruf gestundete Zeit wird sichtbar am Horizont.«

Ingeborg Bachmann

Der Arbeitsmarkt wird enger, die Gelder werden knapper, und in unserer Gesellschaft sinkt die Bereitschaft, Randständige und Kranke zu integrieren. Doch es gibt immer noch Menschen, die bereit sind, unentgeltlich ihre Zeit zu stunden. Während Frauen sich im Sozialbereich engagieren, übernehmen die Männer eher den Vorsitz in Vereinen oder arbeiten in der freiwilligen Feuerwehr. Sie engagieren sich an unzähligen Orten und erledigen unentgeltlich nebst Beruf und Familie freiwillige Arbeit für die Gesellschaft. Sie sind es, die ihre Zeit stunden, obwohl wir von »stunden« sonst im Zusammenhang mit Geld sprechen. Dabei geht es um geliehenes Geld, das eigentlich schon zurückbezahlt werden müsste und nur noch Aufschub erhält. Heute wird fast alles in Geld beglichen und die Arbeit über den Lohn bewertet. Selbst Geschenke, Gutscheine und Spenden werden als Geldwert gemessen. Hier kommt auch die Zeit ins Spiel. Zeit zu verleihen

hen oder zu verschenken ist in unserer Gesellschaft weder gut für eine besondere Profilierung noch findet sie besondere Beachtung. Wir sprechen allenfalls von Zeit im Zusammenhang mit »Zeit ist Geld« und meinen damit, daß wir keine Zeit mehr haben. Zeit zu haben ist eine Frauenangelegenheit und sich ohne Entlohnung zu engagieren erst recht.

Die Bedeutung der Freiwilligenarbeit

Freiwilligenarbeit wird fast ausschließlich von Frauen geleistet. Freiwilligtätige Mitarbeiterinnen sind Menschen, die zwar nicht fachlich ausgebildet sind, welche aber nach ihrer Familienzeit eine breite Erfahrung an Wissen und Engagement mitbringen. Als erfahrene Familienfrauen stellen sie ihre Beziehungs- und Alltagskompetenz in den Dienst der Kranken und der Gesellschaft. Dies bedeutet für die Frauen einen Wechsel ihrer Lebensbezüge. Sie bewegen sich von ihrem innerfamiliären Raum in einen wenig anerkannten Grenzbereich der Öffentlichkeit. Sie stunden ihre Zeit der Gesellschaft, der sie als Psychotherapeutinnen des Alltags ihre integrative Kompetenz zur Verfügung stellen. Der Verzicht auf Freiwilligtätige ist in der heutigen Gemeindepsychiatrie undenkbar. Freiwilligenarbeit ist ein wichtiger Teil gesellschaftlich geleisteter Arbeit, besonders in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Die professionellen Fachleute können die Lücken der fehlenden sozialen Strukturen und der fehlenden zwischenmenschlichen Beziehungen nicht ersetzen. Die Qualität der Freiwilligenarbeit in der Gemeindepsychiatrie liegt in den Begegnungen und in den Beziehungen zu psychisch erkrankten Menschen. Die Betroffenen erfahren menschliche Anteilnahme und Freundschaft, die durch Psychotherapie nicht ersetzt werden können.

Die Anfänge der organisierten Laienhilfe in der Psychiatrie gehen auf die Gründung der Hilfsvereine für Geisteskranke im letzten Jahrhundert zurück. Diese Vereine hatten zur Aufgabe, finanzielle und persönliche Fürsorge für die aus der Irrenanstalt entlassenen Geisteskranken zu leisten. Die einzelnen Mitglieder der Gemeinden halfen den Kranken bei der Arbeitssuche und sorgten für Unterkunft. Langfristig sollte diese Hilfe auch den Abbau von Vorurteilen gegenüber den Geisteskranken bewirken. Die Freiwilligtätigen konnten aber zusehends weniger die ursprüngliche Aufgabe erfüllen, durch Aufklärung der Öffentlichkeit zur »Hebung der Irrenpflege« beizutragen. Die Hilfsvereine konnten die Bevölkerung nicht im gewünschten Masse erreichen, weil ihre Vertreter aus dem Kreis örtlicher Honoraten stammten und dadurch eine Verankerung in der Bevölkerung fehlte. Da sich die Psychiatrie zur medizinischen Wissenschaft entwickelte und die Tendenz zunahm, psychisch Auffallende in Anstalten unterzu-

bringen wurde die Behandlung und Betreuung der Kranken immer mehr zur Aufgabe von Experten. Erst die in den siebziger Jahren begründete Psychiatriereform gab erneut Anlaß, Freiwilligtätige im Umfeld der Psychiatrie einzusetzen. Der Schritt von der verwahrenden Psychiatrie in die Sozialpsychiatrie wäre ohne das Engagement von betroffenen Angehörigen, Institutionsvertreterinnen innerhalb der Gemeinden und engagierten Freiwilligtätigen undenkbar gewesen.

Die Praxis der Freiwilligenarbeit in der Psychiatrie

Die Menschen brauchen mehr als eine Tür, die sich nach einer Stunde wieder schließt... und sich erst eine Woche später wieder öffnet. Die Zeit zwischen den Türen ist die Zeit, in der die freiwilligtätigen Mitarbeiterinnen ihre Arbeit aufnehmen, wie bei der an einer Depression erkrankten Frau Z., die ganz in der Nähe einer freiwilligtätigen Mitarbeiterin, Frau Stöckli, in einer Baselbieter Gemeinde wohnt. Frau Stöckli berichtet: »Frau Z. ist eine Frau, die mehrere Klinikaufenthalte hinter sich und einige Institutionen bereits durchlaufen hatte und in langjähriger psychotherapeutischer Behandlung war. Sie getraute sich nicht mehr alleine außer Haus und auch im Haus hielt sie es nicht mehr aus. Aus Angst, ihren beiden fast erwachsenen Söhnen könnte bei Verlassen des Hauses etwas passieren, ließ sie sie nicht mehr in die Berufsschule gehen. In unserer Austauschgruppe mit den Institutionsvertreterinnen hörte ich von Frau Z. und ihrer Problematik. Ich meldete mich, da Frau Z. ganz in der Nähe wohnt und ich mich ihrer annehmen wollte. Ich setzte mich mit dem behandelnden Psychiater in Verbindung und hörte mir an, welche Vorstellungen er von der Betreuung hatte, die auf mich zukommen sollte. Mittlerweile kenne ich Frau Z. seit drei Jahren. Zu Beginn hat Frau Z. immer gesagt, daß es ihr schlecht geht. Heute klagt sie nicht mehr oft. Wir unterhalten uns viel über ihre beiden Söhne, die mittlerweile ihre Berufslehre abgeschlossen haben. Einmal die Woche treffen wir uns und gehen zusammen zum Volkstanz oder spazieren. Jede Abmachung hält sie sehr pünktlich ein. Sie ist sehr liebenswürdig, nie hat sie sich über irgend etwas beschwert, und sie ist dankbar für die Zeit, die wir zusammen verbringen. Bei ihr ist es wiederholt zu Klinikaufenthalten gekommen, die vor allem ihre Familie entlastet haben. Der letzte Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik ist vor einem Jahr gewesen, und sie hat mich sogar angerufen und auch während des Klinikaufenthalts den Kontakt zu mir gesucht. Durch die mittlerweile lange Beziehungszeit ist zwischen mir und Frau Z. ein freundschaftlicher und respektvoller Umgang entstanden. Ich denke, Frau Z. hat Vertrauen zu mir gefunden. Zusätzlich besucht Frau Z. den Kaffitreff der zweimal im Monat von Freiwilligtätigen

durchgeführt wird. Als sie von der alljährlich durchgeführten Ferienwoche gehört hat, wollte sie unbedingt mit.«

In einer anderen Gemeinde führen Freiwilligtätige einmal pro Woche einen Treffpunkt durch. Dieser ist als eine Art Beiz (Kneipe) zu verstehen. Die Menschen, die sich regelmäßig dort einfinden, gehören seit vielen Jahren zur Stammkundschaft. So wie der junge Mann, der an einer Schizophrenie erkrankt ist. Die Freiwilligtätige Frau Roth berichtet: »Jeden Montag kommt er mit seinem Hund zum Treffpunkt. Er unterhält sich mit allen und ist gegenüber uns sehr zuvorkommend. Als Betreuerinnen kennt man die Schicksale der Besucher und der Besucherinnen. Das des jungen Mannes ist uns ganz besonders ans Herz gewachsen, vielleicht weil er immer wieder für längere Zeit in die Klinik muß. Er hat großes Vertrauen in uns und zeigt es uns in der Treffpunktarbeit. Er erzählt uns, wenn sein Therapeut die Medikamente umstellt, was bei dem jungen Mann öfters vorkommt. Sein Gang verändert sich, er zieht sich zurück, sitzt ganz still da und sein Blick wird stumpf und leer. Nicht nur uns Betreuerinnen fällt die Veränderung auf, sondern auch den anderen Besuchern und Besucherinnen. Meist ist bei den anderen eine große Betroffenheit spürbar. Sie getrauen sich kaum mehr, ihn anzusprechen oder ihn in ein Spiel nach dem Essen miteinzubeziehen. Als Betreuerinnen können wir manchmal nicht verstehen, weshalb der behandelnde Psychiater die Medikamente immer wieder umstellt. Dinge auszuhalten, die wir nicht verstehen, fällt uns oft schwer. Der junge Mann hat schon mehrere Hospitalisationen hinter sich, und es kommt bei ihm immer wieder zu neuen schweren Lebenskrisen. Meist bahnt sich die Krise schon lange vorher an, und im Treffpunkt macht sie sich bemerkbar. Er redet dann in einer eigentümlichen Art und Weise von seiner Beziehung zu seinem Hund. Er ist in dieser Zeit sehr um das Wohlergehen seines Hundes besorgt. Der Hund ist zwar für den ganzen Treffpunkt eine Belastung, da er sehr groß und auch böse ist. Aber seit er ihn nur noch mit Maulkorb mitbringt, geht es ganz gut. Sein Fernbleiben belastet alle sehr. Die anderen Besucher und Besucherinnen fragen uns, ob wir etwas von ihm gehört haben. Nie ist es uns klar, wie lange er wegbleibt, ob er erneut in die Psychiatrische Klinik eingewiesen worden ist, und wo der Hund während dieser Zeit untergebracht wurde. Für die Besucherinnen und Besucher, aber auch für die Freiwilligtätigen ist der Treffpunkt eine Art Familientisch und ein fehlendes Mitglied hinterläßt eine unersetzbare Lücke.«

Die Psychotherapie braucht das Leben

Die Psychotherapie findet in einem abgegrenzten dyadischen System statt. In ihm wird über das Leben des Patienten gesprochen. Das Leben wird reflektiert und nach Lösungen von Problemen gesucht. Zudem gibt es einen Menschen, der exklusiv, regelmäßig und immer am selben Ort für die betroffenen Menschen da ist und sie versteht. Die in der Psychotherapie gelebte Beziehung inklusive Übertragung erschafft ein Milieu, in dem die Betroffenen alternative Beziehungsformen internalisieren und Konflikte und Traumen verarbeiten können. Aber die geschützte Dyade ist nicht das Leben, so wie die Landkarte nicht das Territorium ist. Schwer psychisch kranke Menschen leben in einer begrenzten, besonderen und reduzierten Lebenswelt. Schon dadurch sind die Bearbeitungsmöglichkeiten in der Psychotherapie begrenzt. Die Arbeit der Freiwilligtätigen ist viel mehr als Alltagsbewältigung und Unterstützung des Lebensrhythmus. Sie beinhaltet das Angebot menschlicher Begegnung, mit deren Hilfe der praktische Lebensraum der Kranken sich erweitern kann

Lebenshilfe

Im sozialpsychiatrischen Umfeld sind es die Freiwilligtätigen, die konkrete Lebenshilfe leisten. Sie kümmern sich um die Lebensbezüge der betroffenen Menschen. Dies führt zu sozialer Integration und diese wiederum zu Lebenssinn. Dem ehemaligen Klinikpatienten soll geholfen werden, sein Leben ganz oder teilweise selber zu gestalten. Dazu braucht es eine Reihe von Stützmaßnahmen außerhalb der Klinik oder der Psychotherapie, die dem Kranken helfen, abgebrochene Beziehungen zu Familie, Freunden und Nachbarn wieder aufzunehmen. Die Freiwilligtätigen geben vereinsamten und psychisch leidenden Menschen Impulse zur Gestaltung ihres Lebens in der Gemeinschaft und der Lebenswelt. Die soziale Integration schafft ein Milieu, in dem die Betroffenen Sinn, Geist und ein Gefühl für Miteinander und Kommunikation erhalten. Die Anforderungen, denen sich die Freiwilligen stellen, formulieren sie für sich in einem Jahresbericht wie folgt: »Es handelt sich weniger um eine praktische Hilfeleistung an die Kranken, sondern um die Vermittlung einer seelischen und geistigen Führung, die darin besteht, psychisch leidenden Menschen Impulse für die Gestaltung eines sinnreichen Lebens zu vermitteln.« Kern der Freiwilligenarbeit als Therapie im Alltag ist also das Angebot einer unterstützenden Beziehung in der Gemeinschaft vor Ort.

Freiwilligtätige und Fachpersonen

Freiwilligenarbeit erfordert Hilfestellungen durch psychiatrische Fachleute und Vernetzung mit den Gemeinden und den Institutionen. Sie stehen zwischen Betroffenen und Institutionen und haben das Bedürfnis, in ihrer Leistung gefragt und gefordert zu werden und sich weiterzubilden. Die Zusammenarbeit zwischen den Institutionen und den Freiwilligen soll gefördert werden und zur Verbindlichkeit verpflichtet. Freiwilligtätige benötigen keine professionelle Ausbildung. Trotzdem benötigen sie einen regelmäßigen Erfahrungsaustausch mit den Fachleuten aus den Institutionen. Der gemeinsame Austausch beinhaltet die Reflexion der geleisteten Arbeit, Fragen zum Umgang mit randständigen Menschen, zur Abgrenzung, zu psychiatrischen Auffälligkeiten und vieles mehr. Bei freiwilligtätigen Mitarbeiterinnen ist das Bedürfnis, etwas dazuzulernen, enorm groß. Somit sollten die Themen des Austausches mit Fachleuten auf die Praxis und den Alltag der Freiwilligtätigen bezogen sein und Reflexion und Kompetenzerweiterung beinhalten. Der Austausch sollte auf den Ressourcen und Kapazitäten der Freiwilligtätigen aufbauen. Wenn die Institutionen das Bedürfnis haben, mit Freiwilligen zusammenzuarbeiten, müssen sie auch dafür zur Verfügung stehen und die damit verbundene Verantwortung tragen. Der Austausch der Institutionen mit den Freiwilligtätigen muß gewährleistet sein, ebenso müssen die Institutionen sich untereinander austauschen. Freiwilligtätige getrauen sich heute, ihre Forderungen an die Institutionsvertreterinnen zu stellen. Sie verlangen die Unterstützung von Professionellen und sie benötigen die gemeinsame Zusammenarbeit. Wie jedes System hat auch die Freiwilligenarbeit ihre Grenzen und kann ein professionelles Hilfssystem nicht ersetzen. Sie darf nicht Lückenbüßer innerhalb der psychiatrischen Versorgung sein. Freiwilligtätige können keine Versorgungsaufgaben übernehmen, sondern sind als Bestandteil im ganz alltäglichen Beziehungsnetz zu verstehen, das durch professionelle Hilfeleistungen nicht ersetzt werden kann.

Die Zukunft der Freiwilligenarbeit in der Psychiatrie: Integration für und durch die Gesellschaft

Freiwilligenarbeit bringt Integration und bedarf der Integration. Sie dient den psychisch kranken Menschen, aber auch den Institutionen, der Gemeinde und letztlich auch der Gesellschaft. Diese Wertfülle der Freiwilligenarbeit entspricht jedoch nicht dem Ansehen, das die Freiwilligenarbeit in Institutionen und Gesellschaft hat. Die integrative Leistung der Freiwilligenarbeit bedarf der Anerkennung durch eine Gesellschaft, die sich zunehmend

professionalisiert und desintegriert. Nicht nur die geleistete Arbeit für psychisch Kranke ist von Bedeutung, sondern auch die allgemeine integrative Leistung, die die Freiwilligenarbeit für die Gesellschaft erbringt. Die psychisch Kranken erhalten Beziehung, konkrete Hilfestellung und Erleichterung des Lebens innerhalb der Gemeinde. Die Gesellschaft erhält also einen Zuwachs an Integration durch die Freiwilligtätigen. Umgekehrt bedarf die Freiwilligenarbeit der Integration durch die Gesellschaft, indem der Freiwilligenarbeit Wertschätzung und Anerkennung entgegengebracht sowie notwendige finanzielle Ressourcen und fachliche Unterstützung zur Verfügung gestellt werden. Die gesellschaftliche Anerkennung der Freiwilligenarbeit kommt nicht von allein. Es sind gerade auch Echtheit und Unkäuflichkeit die die Beziehungen der Freiwilligtätigen zu den psychisch Kranken so wertvoll machen. So kann gestundete Zeit eben nicht in Geld bemessen werden, wenn ihre besondere Qualität nicht verloren gehen soll. Demgegenüber muß die Echtheit der gesellschaftlichen Anerkennung stehen, die die Freiwilligtätigen für ihre Motivation so dringend brauchen. Denn auch die Stundung von Zeit geschieht auf Widerruf. Und den kann sich unsere Gesellschaft in härteren Zeiten nicht leisten.

»Die auf Widerruf gestundete Zeit wird sichtbar am Horizont.
Es kommen härtere Tage.«

Wieviel Therapie brauchen Angehörige?

Interview mit Frau Vreni Diserens, VASK

(Vereinigung der Angehörigen von Schizophrenie/Psychisch Kranken)

Zusammenfassung

Frau Vreni Diserens ist seit zehn Jahren Präsidentin der VASK Zürich (Vereinigung der Angehörigen von Schizophrenie/Psychisch-Kranken). In der Zeit ihres Präsidiums wurde die VASK Zürich zu einer wichtigen Institution innerhalb der Psychiatrie ausgebaut. Die Organisation bietet neben regelmäßigen Gruppentreffen für Angehörige zweimal pro Woche einen telefonischen Beratungsdienst an. Sowohl für Angehörige wie für Professionelle und Interessierte organisiert sie Vorträge, Symposien und Tagungen. Die VASK hat Einsitz in den Kantonalen Psychiatrie-Kommissionen und den Arbeitsgruppen für das neue Psychiatriekonzept. Frau Diserens wurde schon verschiedentlich von der Universitätsklinik Zürich zu Vorträgen und Kolloquien zum Thema »Psychiatrie aus der Sicht der Angehörigen« eingeladen.

Frau Diserens, Sie sind Präsidentin der VASK Zürich. Was motiviert Sie dazu, ehrenamtlich einen so großen Einsatz für diese Organisation zu leisten?

Ich bin selber betroffen. Ich habe Angehörige, die an einer Krankheit aus dem schizophrenen Formenkreis gelitten haben oder heute noch leiden. Ich habe sehr unter der Hilflosigkeit vor dieser Krankheit und dem Unverständnis und den Vorurteilen der Umgebung gelitten. Bei einem Seminar für Angehörige in der Klinik Hard habe ich erstmals Menschen mit genau den gleichen Problemen getroffen. Wir haben damals – es war vor vierzehn Jahren – beschlossen, eine Gruppe zur Selbsthilfe zu gründen und haben uns anschließend monatlich getroffen. Um unsern Anliegen mehr Gewicht zu geben, haben wir vor rund zehn Jahren beschlossen, einen Verein zu gründen, die heutige »VASK Zürich«.

Sie bieten in Gruppengesprächen und am Telefon Beratung für Angehörige an. Warum sind andere Angehörige und Selbsthilfegruppen so wichtig? Welche Probleme werden am häufigsten an die VASK herangetragen?

Das größte Bedürfnis der Hilfesuchenden ist, sich einmal frei mit gleichermaßen Betroffenen auszusprechen, ohne daß sie lange Erklärungen abgeben müssen. Es geht ihnen darum, ihr Herz auszuschütten. Wenn ich dann

in der Gruppe oder am Telefon von ähnlichen Erlebnissen berichten, fassen sie Mut, auch von ihrer Angst, ihrer Trauer, aber auch von ihren negativen Gefühlen, Schuld, Resignation und Bitterkeit zu reden.

Genügt dieses sich Aussprechen den ratsuchenden Angehörigen?

Nein, wir bieten ihnen immer auch unsere Angehörigenseminare an. Diese Seminare finden je nach Bedarf etwa zwei bis drei Mal pro Jahr statt und werden von der VASK und einer bis zwei psychiatrischen Fachpersonen geleitet, z.B. ÄrztIn, PsychologIn. An vier Abenden wird dann zu folgenden Themen gesprochen: Was ist Schizophrenie-/psychisch krank; Notfall und Krisen, wie gehen wir damit um; Klinik und Behandlung, Medikamente und allfällige Nebenwirkungen; Entlassung aus der Klinik und wie geht es weiter? Zuerst gibt es eine Information zur jeweiligen Thematik und dann ein Frage-und-Antwortspiel zwischen den Betroffenen und Fachleuten. Zu den »Fachleuten« gehören dabei auch erfahrene VASK-Mitglieder.

Wie ist das Echo auf diese Seminare?

Für viele erstmalige Seminarteilnehmer gehen da Welten auf. Sie fühlen sich erstmals verstanden und ernst genommen. Die meisten haben das Bedürfnis, in die VASK einzutreten und in den Genuß unserer vielfältigen Angebote zu kommen. Andere müssen das Ganze erst einmal verarbeiten und mit der eigenen Situation vergleichen. Dazu gehört auch, eine gewisse Distanz zu all den neuen Informationen zu gewinnen. Manche sind entsetzt und stellen sich vor, all das Gehörte von anderen Angehörigen werde auch auf sie zukommen. Das muß dann unbedingt abgefangen werden. Viele treten etwas später ebenfalls der VASK bei. Das positive Echo kommt aber auch von den Kliniken. Ärzte die unsere Vereinigung kennen, haben uns bestätigt, daß Teilnehmer an diesen Seminaren vermehrt zu guter und konstruktiver Zusammenarbeit bereit sind. Sie können mit der schwierigen Situation in der Familie oft auch besser umgehen. Aus diesem Grunde werden auch Angehörige von den Kliniken auf die VASK aufmerksam gemacht.

Was geschieht denn eigentlich in einer Familie, wenn ein Mitglied psychisch erkrankt?

Sehr wichtig ist, zu unterscheiden zwischen einer Ersterkrankung /Klinikeinweisung und den folgenden.

Bei einer Ersterkrankung, vor allem wenn es junge Menschen sind und der Beginn schleichend ist, will es die Familie lange Zeit (unbewußt) nicht wahrnehmen und wahrhaben. Die Angehörigen, vor allem Eltern, passen sich an, spielen irgendwie mit, legen sich Ausreden zurecht; z.B. Pubertät, Sensibilität, zu strenge Lehrer, schlechte Freunde, Militär etc. Außenstehende, wie Lehrer, MitarbeiterInnen, KollegInnen, Nachbarn merken es

schneller: »Dä isch denäbe«, »sie spinnt«, »die Leistungen nehmen ab« etc. Erst wenn die Situation, vielleicht nach Monaten, nicht selten nach einem Zusammenbruch der Angehörigen eskaliert, wird endlich Hilfe von Außen gesucht. Bei nachfolgenden Schüben und Krisen sind dann Angehörige sensibilisiert und spüren Veränderungen.

Wo aber findet man Hilfe für einen Menschen, der behauptet, er sei keineswegs krank? Welcher Arzt besucht jemanden, der ihn nicht um Hilfe gebeten hat? Häufig sind wir von der VASK dann die erste Stelle, die angegangen wird. Durch unsere eigenen Erfahrungen mit ähnlichen Situationen können wir gemeinsam nach Möglichkeiten suchen, die Lage zu erörtern und fachliche Hilfe anzufordern. Schon die Tatsache, daß wir das Gleiche schon erlebt haben, trägt zur Beruhigung der Hilfesuchenden bei.

Löst denn ein Klinikaufenthalt des Patienten die Probleme der Angehörigen?

Nein, keinesfalls. Es ist ein langer Weg, bis wir Angehörigen zu dieser Krankheit und unserer Mitbetroffenheit Ja-Sagen können. In gemeinsamen Gesprächen lernen wir, mit unserer Trauer umzugehen, uns Gefühle von Wut, Scham und Hilflosigkeit einzugestehen, uns aber auch unserer eigenen Stärken bewußt zu werden. Diese Gefühle sind manchmal so stark, daß Gespräche allein nicht mehr helfen und wir den Betroffenen professionelle Hilfe empfehlen. Wir sind uns bewußt, daß unsere Gespräche keine allenfalls notwendige Therapie ersetzen.

Was verstehen Sie unter Therapie für Angehörige? Man hört heute sehr häufig das Wort »Familientherapie«.

Zuerst muß vorausgesetzt werden – und das ist sehr wichtig – daß Angehörige sowie Patienten unterschiedliche Individuen sind und unterschiedliche Hintergründe und Bedürfnisse haben. Familientherapie, also Angehörige und Patienten zusammen, läuft auf die Länge unbefriedigend – bis schlecht – bis katastrophal. VASK-Angehörige ziehen getrennte Therapie/Beratung mit höchstens hie und da Familiengesprächen, vor. (z.B. Festlegen von ganz praktischen Regeln fürs Zusammenleben, was ist der Beitrag eines Jeden in der familiären Wohngemeinschaft etc.) Angehörige brauchen unbedingt auch genügend Information zur Krankheit sowie Tips fürs Zusammenleben, wie z.B. was ist realistisch und was nicht. Viele Information also für den »äußeren« Bereich.

Für den »inneren Bereich« sollten sie Hilfe haben, um mit diversen Gefühlen wie Angst, Scham, Trauer, verlorenem Selbstwertgefühl, Wut, Erwartungen umgehen zu lernen und annehmen zu können. Oft auch, um bestehende Familienmuster zu durchbrechen.

Etwas vom Wichtigsten ist Hilfe zum Erlernen, unser erkranktes, verän-

deres, uns nicht mehr vertrautes und unseren Erwartungen nicht mehr entsprechendes Familienmitglied so zu lieben und anzunehmen, wie es eben jetzt ist. Man kann dies »Therapie« nennen.

Finden Sie mit Ihren Anliegen Gehör bei den Fachleuten?

Leider nicht so, wie ich es mir eigentlich wünsche. Es gibt immer noch zu wenig Fachleute, die bereit sind, in die Beratung von Angehörigen Zeit zu investieren. Das hängt natürlich auch damit zusammen, daß in den Kliniken Personalknappheit herrscht und die Arbeit sich meist auf die Therapie der Patienten beschränkt. Was nicht unter dem Titel Therapie läuft, wird auch heute noch vernachlässigt. Wir Angehörige werden oft an nicht therapeutisch ausgebildetes Pflegepersonal oder an Sozialarbeiter abgeschoben. Dadurch werden viele Angehörige enttäuscht und entmutigt und resignieren. Dieser Zustand nützt weder den Angehörigen noch den Patienten. Viele kommen dann zur VASK und suchen bei uns Hilfe. Wir können jedoch mit unseren verschiedenen Angeboten viel Unterstützung anbieten, aber keine professionelle Hilfe. Wo wir als VASK-Angehörige an unsere Grenzen stoßen, benötigen wir mehr Fachleute, die bereit sind, mit uns zusammenzuarbeiten. Nicht monatelange Psychoanalysen oder Therapien sind gefragt, sondern eine kompetente Beratung und Begleitung, um die Lebensqualität innerhalb der Familie zu stabilisieren und auf Dauer zu verbessern.

Was könnten und sollten Professionelle anbieten? Sehen Sie ein Bedürfnis für eine unabhängige außerklinische Stelle, die solche Hilfe zusammen mit der VASK anbietet?

Das ist leider noch ein Wunschtraum, wäre aber sehr wichtig. Mit den heutigen meist kurzen Klinikaufenthalten und den knappen sozialpsychiatrischen Angeboten, wird den Angehörigen eine große zusätzliche Last aufgebürdet. Zwar sind die akuten Symptome beim Patienten abgeklungen, er ist aber meist nicht stark genug, sein Leben allein zu meistern. Da sind wir Angehörige viel mehr als früher gefordert. Das heißt aber auch, daß wir vermehrt gestützt werden müssen, um diese Situation zusammen mit dem Patienten zu meistern. Meiner Meinung nach können gut betreute Angehörige viel dazu beitragen, dem Patienten eine »Drehtür-Psychiatrie« zu ersparen.

Ein voller Beruf – ehrenamtlich, versteht sich

Interview mit Hanna Bauer und Sieglinde Hoffmann-Richter,
beide Pfarrfrauen im Ruhestand

Zusammenfassung

Der klassische Nicht-Beruf der Pfarrfrau war mehr eine Lebensaufgabe als eine Ganztagsbeschäftigung. Beide Befragten zögerten mit der Zusage des Interviews, da ihr Pfarrfrauendasein der Vergangenheit angehöre. Aus der Fülle ihrer Erfahrungen, die sich auf keine Ausbildung beziehen konnte, berichten Bauer (HB) und Hoffmann-Richter (SHR) exemplarisch von Menschen, die um Hilfe nachsuchten. Es scheint eine spezifische Gruppe von Menschen zu sein, die bei ihnen Beratung oder gar Therapie, in jedem Falle aber Lebenshilfe suchte und fand. Reflexionen über diese Art der Begegnung, der Beratung, der Bedeutung für das Leben anderer und die Auswirkung auf die persönliche Biographie werfen Fragen über die Notwendigkeit von Lebenshilfe auf. Sie tragen darüber hinaus zur Diskussion um die Frage bei, in wie fern Psychotherapie etwas spezifisches ist und in wie weit sie Formen der Beratung und Lebenshilfe mit einbezieht.

Was ein Berufsleben lang nicht der Rede wert zu sein schien, kann nicht so einfach erzählt werden. Ihr habt beide gesagt, »heute gibt es das nicht mehr«. Ihr seid nicht sicher, ob es noch taugt, ob Ihr überhaupt noch etwas zu sagen habt.

SHR: Daß Menschen mit den verschiedensten Lebensproblemen zum Pfarrer kommen, ist verständlich. Meines Erachtens ist es nicht unbedingt gerechtfertigt, daß die Frau des Pfarrers in manche Kompetenz oder in das dem Pfarrer entgegengebrachte Vertrauen mit einbezogen wird. Genau dies aber ist meine Erfahrung. Liegt nicht gerade menschliche Abneigung oder Antipathie vor, genießt die Frau des Pfarrers oft gleiches Vertrauen. Nicht selten wird auch der gleiche Anspruch vorausgesetzt, gehört zu werden, Verständnis zu finden, Zeit zu haben. Das ist ein Vorschuß an Vertrauen, der mich sehr überrascht hat. Er verbietet es geradezu, dieses Vertrauen zu mißachten und sich einem Gespräch zu verweigern. Zu suchen braucht man nach solchen Menschen nicht. Die Begegnungen finden überall statt: Vorrangig im Leben der Kirchengemeinde. Hier ist vieles auf Begegnung angelegt. Genau so kann dies auch auf der Straße geschehen, beim Einkauf, beim Friseur; vielfach durch die Kinder und ihre Kontakte und Freund-

schaften, die sie in unser Haus bringen und umgekehrt in andere Elternhäuser führen. Dadurch haben sich auch die Eltern kennengelernt. Nicht zuletzt spielen hier Kindergarten und Schule eine Rolle. Ganz abgesehen davon sind Pfarrersleute bekannt. Bei jedem Stellenwechsel ist das Photo in der Zeitung, längst vor dem Einzug. Genau erinnere ich mich an einen Einzug, an den ersten Gang zum Bäcker: Die Frau greift ein Brot, schaut ruckartig auf und sagt: »Sie sind die neue Pfarrfrau«.

Die Pfarrfrau als Beraterin

Wie kommen Menschen ins Pfarrhaus, speziell zur Pfarrfrau. Wie findet der erste Kontakt statt?

HB: Selten erfolgt dieser erste Kontakt in Form eines Hilfescheins an der Haustüre. Meist kennt man sich schon geraume Zeit, faßt Vertrauen. Oft bin ich es gewesen, die den ersten Schritt getan hat. Ich habe mich den Menschen zugewendet, z.B. vom offenen Garten aus, im Kindergarten, im Kirchenchor, im Vorübergehen. Häufig kamen die Betroffenen aus dem Umfeld des Pfarrhauses oder waren kirchliche Angestellte. Sie müssen bedenken, daß solche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht selten aus sozialen Gründen eingestellt werden. Es existiert in diesen Fällen also bereits ein Kontakt.

SHR: Vor allem Frauen tun sich leichter, mit einer Frau zu sprechen. Das kann auch im Bäckerladen sein oder beim Friseur. Dort werden die geheimen Sorgen und Ängste ausgesprochen. Es scheint einfacher zu sein, mit der Frau des Pfarrers zu reden als mit ihm selber. Vielleicht ist die Pfarrfrau dem Leben ein wenig näher. Vielleicht ist mit ihrer Adresse auch der Wunsch verbunden, nicht sofort durchschaut und auf jeden Fall nicht bloßgestellt zu werden.

HB: Von Frau zu Frau spricht sich's leichter, und so etwas wie das Beichtgeheimnis wird auch von der Frau des Pfarrers erwartet.

Das hieße, Menschen erzählen dort, wo sie nicht müssen; oder dort, wo sie nicht annehmen, auf professionelle Ohren zu treffen. Sie müssen dann nicht fürchten, daß ihnen jemand in die Seele sehen kann oder gar will.

SHR: Psychotherapie ist meines Erachtens nicht der richtige Begriff für das, was hier beschrieben wird. Bestenfalls handelt es sich um die Bereitschaft zuzuhören, Zeit zu haben, sich einzulassen auf die Andere, sensibel zu sein für den Hintergrund des Gegenübers. Manchmal geht es einfach darum, ganz da zu sein. In vielen Fällen hilft schon, sich auszusprechen. Danach können einige der Menschen ihre Probleme selber lösen. Erzähltes Leben,

las ich kürzlich, ist auch eine Art Therapie. Ich habe das ja nicht gelernt. Immer wieder habe ich mich gefragt, was ich dabei wohl falsch mache.

HB: Meine Erfahrung ist, daß die Menschen sich nicht der Pfarrfrau anvertrauen, sondern der Privatfrau, von der sie erfahren haben, daß sie sie ernst nimmt.

Und was sind das für Menschen, die auf Euch zukommen?

HB: Das sieht ganz verschieden aus. Es gibt einmalige und Vielfachkontakte; solche, die ein Bedürfnis haben, »sich anzulehnen«, d.h., über lange Zeit betreut zu werden. Dann gibt es solche, die ich als »Hilfeschreie« charakterisieren würde, und dann noch verschiedene Gruppen von Menschen, z.B. alte, verwirrte und vergessliche Menschen, Nichtseßhafte und besonders zeitaufwendige Betreuungen. Ich habe auch erlebt, daß in der Tat psychisch Kranke kamen, manchmal habe ich das aber nicht gleich herausgefunden.

SHR: Meistens wird daraus ein längerer Prozeß. Er kann sich auch über das ganze Leben hinziehen. Zumindest der Kontakt zu solchen Menschen bleibt erhalten, so ist meine Erfahrung.

Lebensprobleme

In der Regel kommen also Menschen mit Lebensproblemen

HB: Dahinter kann sich auch eine Krankheit verstecken. So ergab sich beispielsweise bei der Gartenarbeit ein Gespräch mit einer Frau mittleren Alters, die damals unweit von uns wohnte. Sie schien ziemliche Probleme zu haben, und ich lud sie ein, einmal zum »Abladen« zu mir zu kommen. In einem langen Gespräch kam Unglaubliches zutage: Sie hatte sechs Kinder, die größtenteils schon aus dem Haus waren. Ein Kind stammte aus der ersten, geschiedenen Ehe des Mannes. Der Mann sei zuvorkommend-höflich zu anderen, in der Familie ein Tyrann. Immer wieder ließe er sich auf dunkle Geschäfte ein, fahre große, dicke Autos, stehe aber finanziell vor dem Ruin. Wann immer ich danach das Haus betrete, ist er aalglatt zu mir. Er ist starker Raucher mit entsprechendem Husten, aber nicht versichert. Weder er noch seine Frau haben das Geld, zum Arzt zu gehen. Sie bekommt kein Wirtschaftsgeld und hat oft nichts zu essen. Der Mann hat sich mehrmals an der ältesten Tochter vergriffen, was bei dem Mädchen ziemliche psychische Probleme zur Folge hatte. Diese ist aber inzwischen glücklich verheiratet und hat guten Kontakt zur Mutter. Ein Sohn ist möglicherweise schwer krank, muß operiert werden. Um zu Geld zu kommen, hat die Frau eine Putzstelle angenommen, wo sie, so erklärt sie, ständig von Männern belästigt wird. Die Frau geht, sie ist sehr dankbar, kommt bald wie-

der, erzählt ähnlich schlimme Dinge und bittet mich um Geld. Die Situationen wiederholen sich. Als Ersatz für mein Geld, das aus meinem Taschengeld stammte, bringt sie Waren ihres Mannes, die ich nicht unbedingt gebrauchen kann. Sie erzählt vom bevorstehenden Besuch der Gegenschwieger und bittet um eine Flasche Wein, auch leiht sie einen Schmuck, als der Sohn heiratet. Eines Tages ruft sie an und bittet um meinen Besuch. Sie liegt im Bett und hat offensichtlich eine Bauchgrippe. Ich soll dringendst einen Eierwein zur Stärkung besorgen. Sie trinkt ihn, auch den Rest der Flasche. Inzwischen erscheint ein Polizist. Mann und Frau haben einen Gerichtstermin nicht wahrgenommen. Die Frau soll polizeilich vorgeführt werden. Am nächsten Tag komme ich mit einer Suppe. Ich habe mich inzwischen davon überzeugt, daß es in der Küche so gut wie keine Lebensmittel gibt. Die Weinflasche ist leer, es geht ihr etwas besser. Sie bittet mich um neuen Wein. Da endlich begreife ich: Sie ist Trinkerin. Das erklärt manches. Sie ist rührend dankbar, darüber sprechen zu können und voll guter Vorsätze. Eine Beratung auf der Fürsorgestelle wird arrangiert. Sie geht nicht hin, statt dessen kommt sie immer wieder ins Pfarrhaus und bittet um Geld oder Wein. Der kirchliche Suchtberater empfiehlt, nur dann Geld zu geben, wenn sie vorher bei ihm angerufen hat. Das aber tut sie nicht. Die Besuche werden seltener. Als wir wegziehen, nimmt sie tränenreichen Abschied.

Langzeitbetreuung

Das war ein Beispiel dafür, daß sich schließlich doch eine Krankheit hinter den Problemen verbarg, nämlich die Alkoholabhängigkeit. Könnten Ihr noch Beispiele anführen für andere Formen der Betreuung?

SHR: Das folgende Beispiel erwies sich als Langzeit-, wenn nicht gar lebenslange Betreuung. Gleich nach dem Einzug an einem neuen Ort erschien eine etwa 30jährige Frau mit zwei Kindern an der Hand und wünschte dringend eine Aussprache. Natürlich kam sie eigentlich zu meinem Mann. Ihre Ehe war gescheitert. Tägliche aufreibende Streitereien lagen hinter ihr. Die Kinder wirkten sehr verängstigt, besonders der etwa vierjährige Junge. Das sechsjährige Mädchen erschien etwas stabiler. Der Mann wünschte eine schnelle Trennung. Er wollte mit seiner Freundin zusammenleben. Die Frau hatte sich bis dahin standhaft geweigert, sich scheiden zu lassen. Dies sei auch der Kinder wegen nicht gut, beharrte sie. Die Gespräche dauerten oft stundenlang. Hatte mein Mann Termine oder Unterricht, wollte sie mit mir weitersprechen. Sie konnte und wollte nicht nach Hause gehen. Sie folgte mir in die Wohnung, in die Küche, blieb samt Kindern viele Stunden. So lief dies zu Beginn alle paar Tage, schließlich täglich. Sie selber wurde

zunehmend konfuser, erregter, nervöser, was sich sichtlich auf die Kinder auswirkte. Für uns wurde dies nicht nur eine Strapaze, sondern ein fast unlösbares zeitliches Problem. Das einzig positive daran war, daß ich mich mit meinem Mann austauschen konnte. Es war nicht mehr zu beurteilen, ob die Frau von den täglichen traumatischen Auseinandersetzungen so zerstört war oder schon psychisch krank. Schließlich, ganz und gar zermürbt, ließ sie sich zur Scheidung raten. Doch das dauerte bis dahin noch lange. Wir konnten ihr endlich helfen, für sich und die Kinder eine Wohnung zu finden. Über diese Trennung, die Gütertrennung und die Zeit der Scheidung, über die Besuche der Kinder beim Vater, entwickelten sich nun endlose und bedrohliche Auseinandersetzungen. Die Beschreibungen und Mitteilungen der neusten Ereignisse, der Versuch der Verarbeitung lief dann nur noch über mich. Ich erinnere mich an eine kaum zu bewältigende, nicht enden wollende Überforderung für mich, die zeitweilig auch unseren Alltag, unsere eigene Ehe und unser Familienleben gründlich belastete und störte. Und das ist noch milde ausgedrückt. Nach der Scheidung ließ sich die Frau durch langes Zureden bewegen, mit ihren Kindern in eine andere Stadt zu ziehen und sich nach einer Mütterkur eine Berufstätigkeit zu suchen. In jenen Jahren gelang dies zum Glück ohne viel Mühe. Sie fand eine Stellung in einem zukunftsorientierten, guten Betrieb als Auslandskorrespondentin. Schnell wurden dort ihre Talente und Sprachkenntnisse erkannt und geschätzt. Sie konnte sich zur ersten Chefsekretärin hocharbeiten und dies wurde ihre Lebensstellung bis zu ihrem Ruhestand. Wie die Mutter, konnte sich auch die Tochter freiarbeiten. Sie absolvierte ihre Ausbildung, fand Anstellung im gleichen Betrieb, heiratete früh und gründete eine Familie, auf die die Mutter sehr stolz war. Der Sohn hingegen schien sich nie wieder zu berappeln. Er blieb zurück, arbeitslos, wohnte kontinuierlich bei der Mutter. Eine zweite Heirat der Frau entwickelte sich zwar besser, aber keineswegs glücklich. Trotz alledem lebt die Frau im Ruhestand einigermaßen zufrieden, im großzügigen eigenen Haus mit Mann und Sohn, hat Freude an der Pflege ihres großen, prächtigen Gartens, blieb der Gemeinde durch Organistinentätigkeit verbunden. Über etwa 30 Jahre hat sie den Kontakt zu mir gehalten, der sich inzwischen sehr lose gestaltet. Bis in die Gegenwart hinein teilt sie auch alle Veränderungen, Freuden und Leiden mit. Sie zeigt sich bis in die Gegenwart hinein dankbar, schickt Päckchen und Briefe. Der Abladeplatz für Kummer bin ich bis heute geblieben.

HB: Menschen, die solche Langzeitbegleitung suchen, tun sich nach meiner Erfahrung wegen der geschlossenen Gesellschaftsstruktur des jeweiligen Ortes, schwer, Anschluß zu finden. Treten zusätzliche Probleme im Laufe ihrer Biographie auf, suchen sie Anschluß und vor allem Verständnis in der Gemeinde, und das heißt nicht selten bei der Pfarrfrau. Zu den einzelnen oder gelegentlichen Kontakten gehören z.B. die Nichtseßhaften,

die meistens neben der materiellen auch andere Hilfe suchen, manchmal auch wiederkommen (beispielsweise am Heilig Abend). Auch sie suchen oft einen Menschen, der ihnen zuhört. Man hilft, wo man kann. Hier habe ich öfter meinen Ehemann zu Rate gezogen, beispielsweise beim Besuch eines durchgefrorenen, hungrigen jungen Mädchens, das keinen Schlüssel in die Wohnung des Freundes hatte. Den Eltern war sie davongelaufen. Sie äußerte Zweifel am Freund, taute erst langsam auf. Oft war schwierig zu erkennen, ob das, was da erzählt wurde stimmte, oder ob es nicht auch darum ging, ausgenutzt zu werden.

Direkte »Hilfeschreie« waren eher selten. Meist entwickelten sich Bitten um Beistand erst allmählich und es bedurfte eines Ohres, um wahrzunehmen, was hier gefragt war. Diese Form des Ansuchens war eher indirekt und entwickelte sich allmählich. Natürlich gab es auch akute Situationen, etwa, wenn die Hausmeisterin ins Krankenhaus kam und nicht wußte, wohin mit der jüngeren Tochter. Diese kam dann eben ins Pfarrhaus, bis die Mutter wieder heimkam.

Es scheinen also bestimmte Menschen zu sein, die mit ihren Schwierigkeiten ins Pfarrhaus kommen, und darüber hinaus Schwierigkeiten, die nicht in erster Linie einer psychiatrischen Erkrankung gleichkommen oder der gezielten fachlichen Hilfe bedürfen.

HB: Das, was wir hier beschreiben, erhebt nicht den Anspruch einer fachlich kompetenten methodischen Hilfe wie Psychotherapie. Eher ist es die Bereitschaft zum Zuhören, das sich einlassen, ganz dasein. Aber natürlich gibt es auch Grenzbereiche.

In einen solchen Grenzbereich gehört z.B. die Betreuung verwirrter, alter Menschen. Ich erinnere mich an eine Frau, die sehr früh Witwe geworden war und eine Mischung aus Naivität, Zudringlichkeit, Verwirrtheit und Mannstollheit in sich vereinte. Sie hatte eine schöne Stimme und sang im Kirchen- und im Leichenchor. Ihre Angehörigen kümmerten sich wenig oder nicht um sie, bis es gar nicht mehr anders ging. Dann sperrten sie sie in ihr Zimmer ein, aus dem sie bis zu ihrem Tod nicht mehr herauskam. Zunächst streifte sie durchs Dorf, sprach alle möglichen und unmöglichen Menschen an, half mal da, mal dort, mischte sich in alles ein und wollte neugierig alles wissen. Sie kam oft und gerne ins Pfarrhaus, meist zu den unmöglichsten Zeiten, etwa eine Stunde vor Beginn einer Veranstaltung im Gemeindehaus, zu der sie wollte, und ließ sich dann nicht mehr abschieben. Sie ging in jedes Zimmer, lupfte alle Deckel und öffnete Schubladen in der Küche, und ich war oft hin- und hergerissen zwischen Ärger und Mitleid. Ich wies sie anfänglich oft zurecht – als sich dies als vergebliche Liebesmühe herausstellte, ließ ich sie gewähren, auch dann noch, als sie eines Morgens meinen noch schlafenden Mann im Schlafzimmer aufsuchte. Bei

Ausflügen des Leichenchors ging sie zweimal eigene Wege, und wir hatten größte Mühe, sie wiederzufinden. Ihre Mitmenschen waren zunehmend unfreundlich, ja garstig zu ihr. Sie schimpften sie aus, und ich hatte größte Mühe im Chor und sonst auch, ihnen klar zu machen, daß wir als Christen auch diese schwachen Glieder mitzutragen hätten.

Leben im Pfarrhaus

Dieses »Ganz-Dasein« heißt dann aber auch, daß in der Tat nicht nur bestimmte Aspekte, sondern das ganze Leben, die eigene Lebensform davon geprägt ist. Wie sieht denn so ein Leben im Pfarrhaus aus. Was bedeutet es für das eigene Leben, Anlaufstelle für verschiedenste Arten von Menschen und Problemen zu sein. Wie ist es, als Pfarrfrau zu leben und zu arbeiten?

HB: Ich kannte dieses »Leben im Pfarrhaus« schon genauestens vor meiner Ehe, da mein Vater ebenfalls Pfarrer gewesen war. Auch das Leben als Pfarrerstochter war nicht immer leicht gewesen. Man hatte – wie später auch als Pfarrfrau – ständig einem Bild zu entsprechen, das Gemeindeglieder von einem Pfarrerskind – oder einer Pfarrfrau hatten. Und da dieses Bild oft gar nicht dem entsprach, was man selber wollte, oder für sich erhoffte, waren Konflikte vorprogrammiert. Man rutschte leicht in eine Art Heuchlertum hinein, mehr Schein als Sein, das meiner Natur überhaupt nicht entsprach. Man hatte als Kind immer erlebt, daß Besucher aus der Gemeinde ebenso Vorrang hatten wie deren Belange gegenüber den privaten Angelegenheiten. Mein Protest dagegen gipfelte in dem Beschluß, ich heirate alles, bloß keinen Pfarrer und dann passierte doch genau dieses – im vollen Bewußtsein dessen, was auf mich zukam. Heute frage ich mich, in wie weit es der Einfluß des Elternhauses war, in wie weit mein eigener Entschluß und Wille, gewissermaßen ein Wenn schon – dann schon, das mich zu der Pfarrfrau werden ließ, die ich dann mit Leib und Seele abgegeben habe. Gewissermaßen war es meine Art der Selbstverwirklichung, ich habe meinen Lebensinhalt in diesem Tun gefunden – eine heute völlig altmodische Haltung, ich weiß, aber ich war damit überhaupt nicht unglücklich. Ich fühle mich keineswegs zu kurz gekommen, wengleich ich verstehen kann, daß heutige Pfarrfrauen anders denken.

Unser privates Leben rankte sich gewissermaßen um das Amt herum. Das Vorrecht hatten dabei, so glaube ich, weniger das Amt als solches, sondern immer mehr die Menschen. Außerdem wollte ich etwas tun, nicht weil man es von mir erwartete, sondern weil ich mich verantwortlich fühlte, weil es getan werden mußte, und weil ich zunehmend all die Menschen sah.

Zum Leben im Pfarrhaus: Wir waren abends selten daheim – und dies ist

der Punkt, wo ich heute ein schlechtes Gewissen habe und was ich anders machen würde. Unsere zweite Gemeinde war eine Doppelgemeinde. Auch der Gemeindesaal der ersten befand sich nicht im Pfarrhaus. Wir waren also bei allem, was wir abends zu tun hatten außer Hauses, da die zweite Gemeinde eifersüchtig darüber wachte, daß sie ebenfalls in den Genuß dessen kam, was wir in der ersten machten. Die Kinder waren also abends viel allein in einem Alter, in dem sie, mit viel Phantasie begabt, sehr mit ihrer Angst zu kämpfen hatten. Jeden Morgen war die erste Frage: »Seit ihr heute Abend daheim« und wenn ja, dann bedeutete dies einen Feiertag, wenn nein, hatte ich des Abends eine halbe Stunde lang am Bett meines Sohnes Gründe aufzuführen, warum garantiert kein Räuber hereinkommen konnte... Bedingt dadurch, daß die Abende belegt waren und man noch lange brauchte, um sich abzureagieren, waren wir keine Frühaufsteher. So konnte es passieren, daß die Türklingel bereits den ersten Besucher meldete, bevor wir mit der Morgentoilette fertig waren – so etwas wie feste Besuchszeiten ließen sich bei uns nie realisieren. So ging es dann weiter bis zum Abend – Bügeln oder Weihnachtsgutzli backen war vor neun Uhr abends kaum möglich. Das Mittagessen fand zu den unterschiedlichsten Zeiten statt – meistens recht spät – denn wenn endlich die Pfarramtssekretärin das Haus verlassen hatte, meine wechselweise Mithilfe beendet war, und ich mich auf die Zubereitung des Mittagessens – ohne Sicomatic undenkbar – stürzen wollte, kam bestimmt jemand mit dem Missionsgeld etwa, der angehört oder belobigt sein wollte, oder ging das Telefon und einen recht geschwätzigen »Kunden« verlangte es nach einem langen Gespräch mit der Pfarrfrau. Und wenn dann endlich das Mittagessen auf dem Tisch stand, und man gerade den ersten Bissen hineingeschlungen hatte, ging wieder die Türklingel, ein Nichtseßhafter stand draußen und bat um Geld, Kaffee oder um Socken und abgelegte Schuhe.

Nicht selten fand am Mittag eine Beerdigung statt. Schon eine Dreiviertelstunde vorher mußte ich das Haus verlassen, meist ohne einen Bissen gegessen zu haben. Aber die Probe mit dem Leichenchor mußte sein und die vorausgegangene Angst, ob die Anzahl der erschienenen Sängerinnen einen Auftritt überhaupt erlaubte, wollte ausgestanden sein. Wenn dann am Nachmittag nicht gerade ein Treffen der Bezirksfrauen im Gemeindehaus ausgerichtet werden mußte, eine Sammlung mit Tüten und Beilagen für jedes Gemeindeglied verpackt, ein bevorstehender Benutzer des Gemeindehauses in die Geheimnisse von Küche, Kochtöpfen und Geschirr eingewiesen werden mußte – dann rief gewißlich die Vermieterin der Vikarwohnung an, mußte angehört, besänftigt und mit viel gutem Rat für Kinder und Enkel versehen werden. Schließlich fragt man sich dabei erstaunt, wann dann noch Zeit blieb für den privaten Haushalt, für den umfänglichen Garten, für Hobbys und den großen Freundeskreis. Jedoch, mochte auch

das eine oder andere zeitweilig unter all den pfarramtlichen Verpflichtungen leiden – langweilig wurde es nie.

Ein voller Beruf

SHR: Pfarrfrau sein ist ein voller Beruf, ehrenamtlich, versteht sich, das war es mindestens für mich. Es ist ein Beruf, in den man hineinwachsen muß. So vielseitig kann eine Ausbildung kaum sein, um alledem einigermaßen gerecht zu werden. So ist es nur verständlich, daß ich an vielen Ecken und Enden Wissen und Können vermißte und darum viel verkehrt machte. Freilich fängt das schon bei der eigenen Kindererziehung an. Sie waren gewiß die Leidtragenden, weil (neben Wissen und Können) auch die Zeit und Zuwendung fehlte. Die nächstempfindliche Stelle ist der Umgang mit Menschen. Meines Erachtens die schwierigste, aber auch die interessanteste Aufgabe. Immer gab es bei uns im großen Pfarramt eine Ganztagssekretärin, die im Hause zu arbeiten hatte. Das Verhältnis zu ihr, die Teilnahme an vielen Publikumsgesprächen, die private Begleitung, war eine meiner wichtigen Aufgaben.

Viele Gäste gingen aus und ein. Oft auch ausländische Gäste durch die Mitarbeit meines Mannes bei der Basler Mission. Über einige Jahre hin wohnten alleinstehende Afrikaner bei uns. Heute würden wir sie Asylsuchende nennen. Was man von Gemeindegliedern erwartete, mußte bei uns zuerst praktiziert werden (Wohnung gewähren, bei der Arbeitssuche helfen). Was Gäste und Mitbewohner auf Dauer bedeuten, weiß wohl jede. Nämlich neben jeder Bereicherung auch Belastung und Probleme. Mir ist zwar klar, auch andere Berufsstände leben in dieser Spannung, dennoch ist es hier eine Herausforderung eigener Art. Es wird alles kritisch beurteilt und strenge christliche Maßstäbe angelegt.

Gerne habe ich auch Abende in Gemeindegemeinschaften gehalten, Besuche gemacht. Mitbedacht und mitgeplant während der drei großen Bauzeiten von Gemeindehäusern und vielen Renovierungen. Ich habe mitgearbeitet bei der Einrichtung von Sozialstationen, Krankenpflegevereinen und Nachbarschaftshilfe. Die Vertretung der Einsatzleitung für die Nachbarschaftshilfe mußte von mir übernommen werden. Das bedeutete Telefonbereitschaft, Vorgespräche in den hilfesuchenden Häusern und Familien, Gespräche mit den einzusetzenden Mitarbeiterinnen und der erste gemeinsame Besuch im Pflegehaus. Die Einsätze mußten koordiniert werden. Bei 30 Mitarbeiterinnen war dies eine recht umfängliche Aufgabe. Die Pflege der Gemeinschaft und Betreuung dieser 30 Mitarbeiterinnen, die sehr oft das Bedürfnis zur Aussprache hatten, gehörte ebenfalls, zusammen mit der Einsatzleiterin, zu meinen ständigen Aufgaben. Ohne sich mitteilen und

aussprechen zu können wären diese Frauen nicht lange zu motivieren gewesen.

Vielleicht ist es nicht verwunderlich, wenn der Eine oder die Andere dann auch mit persönlichen Problemen zur Pfarrfrau kommt, und es ist schön und befriedigend, wenn mein Rat gefragt ist, oder ich auch nur mein Ohr leihen kann. Einerseits lerne ich von »Jeder« eine ganze Menge. Das kommt mir durchaus für mein eigenes Leben zugute. Insgesamt empfinde ich es als ein überaus reiches Leben. Andererseits wird meine Zeit und werden meine Freiräume durch solche zeitaufwendigen Kontakte derart beschnitten, daß es nicht mehr zu dem reicht, was ich wirklich will. Ohnehin ist die Pflege der verwandtschaftlichen, bekanntschaftlichen und freundschaftlichen Bande fast ausschließlich Aufgabe der Frau. Auch diese beschwerten sich, daß Zeit für alle Fremden, aber nicht mehr für die Eigenen da ist. Manche privaten Kontakte gehen in die Brüche.

Übermäßige Anforderungen?

Das klingt sehr nach übermäßigen Anforderungen – Supermutter, Ehefrau und Ratgeberin und zugleich seelsorgerlich und theologisch Mitarbeitende zu sein. Wahrlich eher eine Lebensaufgabe denn ein Beruf. Hier scheint mir eine der größten Diskrepanzen zu dem zu sein, was heute als psychotherapeutische Tätigkeit betrachtet wird, nämlich eine recht strikt vom Privatleben abgegrenzte Aufgabe. Wie seht Ihr das rückblickend? Ist es wichtig, für solche Lebensprobleme von Hilfesuchenden, daß die Trennung nicht stattfindet? War es für Euch selbst ein Problem, daß Familie und Gemeinde, Leben und Arbeit ineinander übergangen – oder gehört dies dazu?

SHR: In der Tat besteht diese Diskrepanz. Strikt getrennt wäre manches Gespräch einfach unmöglich gewesen. Das Pfarrhaus war ein offenes Haus. So kam frau durchaus auch unangemeldet und mußte reden, selbst wenn ich gerade bei der Zubereitung der Mahlzeit, oder der Versorgung der Kinder unumgänglich beschäftigt war. Manche können sich nicht vorstellen, daß ein einigermaßen pünktlicher Tagesablauf absolviert werden muß. Sprich, sie lassen sich nicht wegschicken, oder ein Gespräch vertagen. Privatleben, Familie und Gemeinde mußten notgedrungen ineinander verwoben werden, wenn die Aufgabe ohne Hilfe wahrgenommen sein wollte. Freilich habe ich mir das oft anders gewünscht. Und es ist wohl einsichtig, daß dabei manche problem- und spannungsgeladene Zeiten entstehen.

HB: Inwiefern ist eigentlich Lebensaufgabe und Beruf ein Gegensatz? Pfarrfrau sein, wie wir es waren, ist ja ohnehin kein Beruf – schon eher Berufung. Man wird Pfarrfrau durch Heirat und die Art, wie man »es macht«. Was man tut und was nicht, geschieht aus eigenem Antrieb. Schon »zu

unserer Zeit« haben viele weniger, oft sehr viel weniger gemacht. Und man tut es vor allem aus dem Glauben heraus. Hier verbindet sich das eigene Christsein mit dem Beruf des Mannes. Man will ihm helfen, man will Menschen helfen und man will damit – so pathetisch das klingt – Gott dienen. Psychotherapeutin-Sein ist ein Beruf und kann, ja muß vom Privatleben getrennt werden. Das kann man als Pfarrfrau nicht so gut, das liegt wohl in der Natur der Sache – die Menschen könnten sonst gleich zum Psychotherapeuten oder sonst »Professionellen« gehen, eine Möglichkeit, die vielen unbekannt und wohl auch aus finanziellen Gründen verschlossen ist. Häufig ist ja wohl auch das eigene, intensive Privatleben Voraussetzung zum Verständnis der anderen und ihrer Probleme. Nichts menschliches ist uns fremd! Es ist also meist kein Problem – von Ausnahmen abgesehen – es gehört schon eher dazu.

Ihr habt beide gesagt, daß solches Leben und Arbeiten als Pfarrfrau »veraltet« sei. Meint Ihr das deshalb, weil es kaum mehr praktiziert wird? Meint Ihr, daß dies tatsächlich »veraltet« ist? Wo gehen solche Menschen dann hin, wenn sie nicht mehr ins Pfarrhaus gehen können?

HB: Veraltet ist ein solches Leben und Arbeiten insofern, als es heute meist nicht mehr praktiziert wird – nicht mehr werden kann und auch nicht mehr so praktiziert werden will. Die heutige Pfarrfrau ist meist berufstätig. Pfarrfrauen – und vielleicht auch ihre »Klientel« haben sich verändert – eine Generationenproblematik? – Wohl nicht nur! Ich selber fühlte mich weder zu kurz gekommen, noch fehlte mir die nötige Selbstverwirklichung! Und wo solche Menschen heute hingehen – ich weiß es nicht.

SHR: Noch einmal möchte ich betonen, daß es in den zurückliegenden Jahren und in meiner Situation so war. Heute übt die Pfarrfrau in aller Regel ihren Beruf aus. Wäre ich heute jung, würde ich das auch so tun. Das ist klar. In diesem Sinne ist die oben genannte Praxis »veraltet«! Sie existiert kaum mehr. Hilfe und Rat suchende Menschen haben es vielleicht nicht gar so einfach, hörbereite und hilfsbereite Nächste zu finden, bei denen sie nicht weggeschickt werden; die sich Zeit nehmen und Mühe machen. Es gibt reichlich Hinweise dafür, daß der Bedarf nicht geringer geworden, eher gestiegen ist. Dennoch kann ich die Super-Frau nicht gelten lassen. Rückblickend hadere ich oft genug mit mir selber, weil ich nicht für diesen oder jenen Menschen, der es bitter nötig gehabt hätte – z.B. auch für die eigenen Kinder – mehr getan, häufiger und lauter Partei ergriffen habe.

■ Unterrichten zwischen Didaktik, Pädagogik und Therapie

■
Gespräch mit Danaé von Orelli

Zusammenfassung

Die Autorin ist freischaffende Künstlerin und Lehrerin an der Orientierungsschule. Sie beschreibt, wie sie Lebensproblemen oder psychischen Schwierigkeiten ihrer Schülerinnen und Schüler begegnet. Individuelle Schwierigkeiten spricht sie im Kontakt mit der Schülerin, notfalls mit Mitschülern und Eltern an. Allgemeine Lebensprobleme, beispielsweise Gewalt von Jugendlichen oder Ausschluß aus der Gemeinschaft, greift sie im Unterricht auf und macht sie zum Thema. Ihr Unterricht knüpft an die Lebenswelt der Jugendlichen an. Pädagogische und therapeutische Hilfsmittel sind in ihrem Alltag als Lehrerin unerlässlich.

Dein Erzählen von verschiedensten Problemen, die Deine Schülerinnen und Schüler haben, hat mich auf die Idee gebracht, Dich zu diesem Thema zu interviewen. Als nicht alltäglich habe ich Deinen Blick auf die Dinge erlebt – Lebensprobleme oder psychische Schwierigkeiten Deiner Schülerinnen im Unterricht aufzugreifen und Wege zu suchen, wie die Themen mit dem Lehrplan in Einklang gebracht werden können. Als ebenfalls ungewöhnlich erachte ich Deine Fähigkeit, Deinen Schülerinnen und Schülern bei der Bewältigung beizustehen. Ich gehe davon aus, daß Deine Vorbildung und Vorerfahrung hierbei eine wesentliche Rolle spielt. Wie bist Du zum Unterrichten gekommen?

Nach meiner eigenen Schulzeit interessierten mich sehr viele Sachen, doch das Unterrichten war vorerst kein Thema. Ich beendete die Übersetzer-schule, die Hotelfachschule, die Kunstakademie in Athen, arbeitete in meinen erlernten Berufen und reiste dabei eine Zeit lang sehr viel. Der Kontakt zu unterschiedlichen Menschen fasziniert mich und dieses Interesse am Menschen überhaupt trage ich seit frühester Jugend in mir herum. Die Idee des Unterrichtens kam erst viel später hinzu, nachdem ich viel gelernt und gearbeitet hatte. Ich habe die mir fehlenden Studien in Pädagogik später nachgeholt. Heute fasziniert mich die Schule, denn der Unterricht läßt sich überhaupt nicht mehr vergleichen mit dem, was vor zwanzig Jahren in den Schulzimmern geschah. Die neue Art Schule gefällt mir sehr. Ich unterrichte Deutsch, Französisch und Englisch, eine Fächerkombination, welche nicht unbedingt ideal ist. Obwohl Sprache als Kommunikation für den Menschen wohl eines der wichtigsten Ausdrucksmittel darstellt, wür-

de ein handwerkliches Fach zusätzlich dazu beitragen, die SchülerInnen ganzheitlicher zu erleben.

Formen des Unterrichts

Die Unterrichtsformen sehen heute anders aus. Schon beim Betreten eines Schulzimmers lachen Dich Tischgruppen an; viele fertige und halbfertige Arbeiten hängen an den Wänden. Im Zimmer stehen Regale mit Büchern und Spielen, welche von den Schülern gebraucht werden dürfen. Jugendliche werden schon früh zur selbständigen Arbeit aufgefordert, oft zu zweit, zu dritt oder in größeren Gruppen. Die Lehrkraft kommt Dir zeitweise eher wie ein »Organisator« vor. Es herrscht meistens auch nicht die Totenstille von früher, unterbrochen durch den mehr oder weniger langweiligen frontalen Monolog der Besserwissenden. Die Kunst des Lehrenden und des Lernenden ist es, zusammenarbeiten zu lernen, ohne jedoch die übrigen Mitmenschen dabei zu stören. Allein das Arbeiten und Zusammen-spannen in ruhiger Atmosphäre verlangt von den Jugendlichen Selbstdisziplin, Verantwortung und ein soziales Verhalten, welches uns früher eventuell zu Hause beigebracht wurde.

Du hast wiederholt von verschiedenen Kulturen, verschiedenen Sprachen und ganz unterschiedlichen familiären Bedingungen Deiner Schülerinnen und Schüler erzählt. Wie hoch ist der Ausländeranteil im Schulhaus, in dem du unterrichtest?

Zur Zeit haben wir etwa 70% Ausländerkinder aus 13 Ländern im Schulhaus. Wir erachten es als sehr wichtig, daß alle SchülerInnen sich bei uns wohl fühlen, woher sie auch immer stammen mögen. Diese polykulturelle Situation ist eine Chance und öffnet die Sicht zu andern Dimensionen einer Gesellschaft, den Schülern und Schülerinnen sowie auch den Lehrkräften.

Wie ist Unterrichten unter solchen Bedingungen möglich? Können Schülerinnen und Schüler solch unterschiedlicher Herkunft in einer Klasse gefördert werden?

Die Binnendifferenzierung ist unter LehrerInnen ein Hauptthema. Wir versuchen sooft wie nur möglich, projektorientiert zu unterrichten, und zwar so, daß jede und jeder seinen Möglichkeiten entsprechend Erfolge erleben kann. Dies ist nicht immer ganz einfach und ohne Teamarbeit ist ein konstanter Erfolg kaum möglich. Zudem ist die Vorbereitungsarbeit sehr intensiv. Wir haben an unserer Schule ein ganz spezielles Integrationsprogramm entwickelt, das Fremdsprachenkinder und Jugendliche mit spe-

ziellen Bedürfnissen in die Normalklassen soweit als möglich integrieren soll. Dabei werden wir von Fremdsprachenlehrerinnen und ambulanten Heilpädagogen unterstützt. Dies verlangt zwar noch etwas mehr Zusammenarbeit, Vor- und Nachbereitungszeit mit den KollegInnen, doch das Resultat der Schulstunden spornt uns zu dieser Arbeitsweise an und zeigt, daß dies ein richtiger Weg sein kann.

Heißt das, daß ihr nur Ausländerkinder habt? Heißt das, daß begabte oder hochbegabte Kinder keinen Platz mehr finden und deren Eltern eine andere Schule suchen müssen?

Integrieren heißt nicht, alle schwierigen Fälle in eine Schule zu stecken und abwartend zuzuschauen, was dabei herauskommt. Zudem ist »Ausländer«-Sein nicht mit minimaler Begabung gleichzustellen. Wir haben bei Kindern, welche aus ganz einfachen Verhältnissen und anderen Kulturen kommen manchmal sehr begabte Schüler und Schülerinnen und ich denke, daß einigen unserer mitteleuropäischen Kinder die Stabilität einer Familienstruktur fehlt, um ihre Stärken voll entfalten zu können. Dies wirkt sich dann in der Schule aus. Wenn wir von hochbegabten Kindern sprechen, so sind diese speziellen Begabungen meistens fachlich. Sie sind daher auch Kinder mit besonderen Bedürfnissen, denen wir gerecht werden müssen. Außerdem sind dies oft Kinder, die sozial sehr viel von den anderen lernen können. Wichtig scheint mir auch, daß die Norm der SchülerInnen unter Lehrkräften besprochen wird. Diese Norm sollte dann die größere Anzahl der SchülerInnen in einer Klasse und auch der Schülerschaft in der ganzen Stadt darstellen, damit ein gesundes Gleichgewicht bestehen bleibt.

Kleinklassen und gewisse Fremdsprachenklassen wird es immer geben. In gewissen Fällen mußten wir erkennen, daß eine Klasse sowie deren LehrerInnen überfordert wurden, was konkret hieß, daß ein Schüler weiter in einer konventionellen Kleinklasse unterrichtet werden und deshalb das Schulhaus wechseln mußte. Es können nicht alle Kinder in einer regulären Klasse integriert werden; zudem darf eine Klasse nicht überlastet werden. Wir sollten jedoch sparsam mit der Idee umgehen, Kinder mit besonderen Bedürfnissen überall getrennt unterrichten zu wollen. Wie soll denn eine Integration in die Gesellschaft stattfinden können, wenn wir die Kinder schon in der Schule trennen und sie von Anfang an spürbare Abgrenzungen leben. Das ist absurd: Integration durch Segregation? So schaffen wir nicht ein schulisches sondern ein gesellschaftliches Problem. Die integrative Unterrichtsform heißt nicht Nivellierung. Sondern: Jedes Kind muß seinen Fähigkeiten entsprechend gefördert werden können. Es ist auch nicht ein richtiges Verständnis, wenn Integration einfach dazu mißbraucht wird, Lehrkräfte zu sparen. Dies wäre ein völlig falsches Verständnis der Integration, denn SchülerInnen, welches Bedürfnis sie auch immer mitbrin-

gen, sollen ja optimal gefördert werden können. Ich denke, solche und noch andere Gründe sprechen dafür, ein Kind in eine Schule schicken zu wollen, in der die Integration aller Beteiligten als selbstverständlich gelebt wird. Wir sind in der Schule mit den Möglichkeiten und den Problemen täglich und hautnah konfrontiert und erleben alles anders, vielleicht etwas differenzierter als dies den Eltern möglich ist. Deshalb haben wir oft mit Vorurteilen zu kämpfen. Ich verstehe die Ängste der Eltern jedoch. Da ist ein ganz neues Denken und Handeln im Anmarsch.

Gewalt

Du hast von einzelnen Ereignissen gesprochen, bei denen in der Schule Gewalt im Spiel war, sei es, daß ein Jugendlicher mit einer Waffe in der Schule auftauchte oder Schülerinnen und Schüler verletzt wurden. Kritische Beobachter werden sagen, daß solch eine Schule nicht funktionieren kann, daß sich Gewalttaten zwangsläufig ereignen müssen. Was verstehst Du unter Gewalt und wie geht Ihr damit um?

Gewalt gibt es überall, wo Menschen zusammenkommen, denn unkontrollierte Kräfte sind Gewalt, kontrollierte Kräfte sind Stärke. In diesem Satz ist unsere ganze Arbeit, welche wir diesbezüglich zu leisten versuchen, enthalten. Wer hat schon seine sämtlichen Kräfte unter Kontrolle? Ob diese Gewalt nun verbal oder physisch stattfindet, ist irrelevant. Im Verlauf des Lebens lernen wir, weniger gewalttätig zu sein. Vielleicht macht dies den alten Weisen aus? Es ist ein sehr komplexes und interessantes Thema, denn es sind enorm viele Facetten, die da mitspielen. Deshalb sieht auch jeder Fall von Gewalt wieder ganz anders aus. Was mir sehr wichtig erscheint, ist, daß jede Art von Gewalt, wo immer diese auftaucht, sofort eingehend besprochen wird, auch wenn dies manchmal von der Situation her schwierig ist. Die Jugendlichen sind immer sehr interessiert an solchen Themen. Es ist auch jedesmal eine Gelegenheit, soziales Verhalten in der Schule zu trainieren, z.B.: miteinander diskutieren, einander dabei verstehen, einander kennenlernen, in Gruppen arbeiten, seine Mitmenschen respektieren lernen und die Umgebung, sich artikulieren. Sie finden oft sehr gute Lösungen. Von Zeit zu Zeit ist dies der ideale Unterricht.

Manchmal sieht die Realität auch nicht so ideal aus, wie wir dies wünschen. Leider hatten wir ein sehr krasses Beispiel in einer Schule. Es ging in diesem Fall um einen dreizehnjährigen Jungen, der in der Gruppendynamik mit sechs anderen Knaben an einem Sommerabend ein gleichaltriges Mädchen vergewaltigte. Die Reaktion der Klasse auf längere Zeit zu beobachten hat sich jedoch gelohnt. Ich schildere die erste Reaktion der Jugendlichen, die sich ihrem Klassenkameraden gegenüber zuerst sehr solidarisch

zeigten, sosehr, daß die Lehrkräfte sie fragten, wer jetzt eigentlich in dieser Geschichte das Opfer sei. Die Lehrerin wurde selber einen Augenblick lang durch die Dynamik der Klasse verunsichert. Die Knaben zeigten zunächst noch ein gewisses Verständnis für das Geschehene, ohne jedoch damit einverstanden zu sein. Die Mädchen hatten einfach Angst. Erstens: Es könne ihnen ein zweites Mal dasselbe geschehen. Zweitens: Man hänge ihnen an, sie hätten es ja so gewollt... Also Angst davor, was sie ja jetzt während der Schulstunde teilweise selber taten, nämlich das Opfer beschuldigen!

Mehrere Gespräche, welche durch die Klasse initiiert wurden, waren nötig, um zu entdecken, daß jede in dieser Situation eher ohnmächtig, wütend, traurig dasteht, ohne dies irgendwie beeinflussen zu können. Die ganze Klarheit erreichte die Klasse am allerletzten Schultag, den sie zusammen verbrachte, als die SchülerInnen dem Knaben einen Brief ins Heim schicken wollten. Sie saßen um ein leeres Blatt herum und realisierten, daß aus diesem Schreiben nichts würde. Sie bemerkten, daß sie jetzt, da es konkret wurde, die Möglichkeit und die innere Bereitschaft nicht fanden, mit ihm einen Kontakt aufzunehmen.

Aber es gibt auch Beispiele einer positiven Entwicklung:

Ein Knabe, diesen nenne ich Benno, schlägt einem andern das Auge blau und gleich einen Zahn aus. Der Vater des Geschlagenen erstattet verständlicherweise Anzeige. Benno ist ein kräftiger und sehr gelenkiger Bursche und in einem Alter, in dem er seine Kräfte nicht immer unter Kontrolle hat. Unserer Ansicht nach wäre es ihm besser gegangen, wenn er mehr körperlich gearbeitet hätte. Er wurde vors Jugendgericht geladen. Die Klasse erfuhr von der Geschichte und kümmerte sich nun regelmäßig um Benno. Jedes Mal, wenn er auszurasten drohte, riefen sie ihn zu sich und zeigten ihm andere Lösungen. Benno ist seither viel kontrollierter und sagt auch ganz offen, jetzt wisse er, was er dürfe und was nicht, und seine Kollegen seien ja da, um ihn zu stoppen, wenn er auf Schwierigkeiten stoße. Seitdem er weniger Kämpfe auszutragen hat, sich auch von Mädchen etwas zeigen läßt, einfach Erfolg hat in sozialen Bereichen, ist ihm in einigen Fächern ein positiver Qualitätssprung gelungen.

In den letzten Ferien hat er auf einem Bauernhof gearbeitet. Der Bauer erlebte ihn als einen aufgestellten, hilfsbereiten jungen Mann, die Kinder liebten ihn sehr. Er hat nach den Ferien seine ganze Klasse zum Bauernhof geführt, wo sie während zwei Tagen bei der Traubenlese mithalfen.

Um nicht die ganze Gewalttätigkeiten auf Knaben zu schieben, erzähle ich noch ein typisches Beispiel, wie verbale Gewalt der Mädchen wirken kann. Silvia fiel mir schon seit gut zwei Wochen auf. Sie war seit etwa einem Jahr recht gewachsen und wurde immer länger und fragiler. So blond, wie sie war, wirkte sie manchmal fast durchsichtig. Plötzlich saß sie immer öfter

allein, abseits der andern Mädchen. – Dabei war sie sozial integriert, plauderte und lachte viel!

Eines Tages kam Silvia nicht mehr zur Schule. Nach einigen Tagen hatte ich Kontakt mit der Mutter. Verzweifelt erklärte sie mir die Situation ihrer Tochter. Diese hatte ein anderes Mädchen unterstützen wollen und erzählte persönliche Sachen über sie, was sie nicht hätte tun dürfen. Einerseits wollte sie ihre Freundin für ihren etwas rauhen Charakter rechtfertigen, andererseits war sie wohl etwas stolz darauf, mehr über sie zu wissen als andere Mitschülerinnen... Die Reaktion war, daß Silvia nach mehreren Erklärungen, Gesprächen und anderem Geschwätz von den übrigen Mädchen der Klasse ausgegrenzt wurde. Die Situation wuchs zum Terror aus. Er ging so weit, daß sie nicht in die Straßenbahn steigen konnte, ohne daß die andern mit gemeinen Bemerkungen ausstiegen, daß sie sie am Ausflugsfeuer alleine ließen, als diese ihr Würstchen braten wollte, daß sie im Schulzimmer anderswo saßen und ihr den Rücken zudrehten, usw...bis Silvia nicht mehr zur Schule kommen wollte. Das Ganze spielte sich so subtil ab, daß wir nicht sehen konnten, wie ernsthaft die ganze Situation war. Schließlich hatte ich ein längeres Gespräch mit ihr. Sie wollte die Situation unbedingt alleine meistern, gewann jedoch an Mut, weil sie wußte, daß sie im »Notfall« nicht mehr allein dastand.

Mit wenig Hilfe unsererseits und großer Hilfe von seiten der Burschen der Klasse (vor allem Benno!) ging die ganze Mädchenbande zu Silvia heim, hatte eine Aussprache und brachte die Sache wieder in Ordnung. Nun konnte Silvia wieder zur Schule kommen. Sie schien mir jedoch durchsichtiger denn je. Sie war noch sehr vorsichtig – und nach wenigen Tagen kam sie mit einem gewaltigen Gipsfuß! Nun war der Höhepunkt erreicht. Mit der Heilung ihres Fußes (ganz schnelle Heilung) heilt der Rest auch aus. Fragil ist sie noch immer und wird es wahrscheinlich ein Leben lang sein. Sie lernt, damit umzugehen und hat ganz sicher gelernt, daß man über Probleme sprechen und sie lösen sollte, bevor es zu spät ist. Ich denke, solche Beispiele gibt es sehr viele. Sie sehen nach Teenagerunsinn aus, sind jedoch sehr wichtig zu nehmen.

Ein gesellschaftliches Problem

Was Du überlegst und was Ihr tut, geht somit weit über den schulischen Alltag hinaus. Das finde ich sehr bewundernswert, frage mich aber auch, wie weit Deine Möglichkeiten als Lehrerin reichen.

Gewalt ist nicht ein schulisches Problem sondern ein gesellschaftliches. Sie findet an allen Schulen statt, und wir Lehrkräfte sind oft überfordert damit. Wie sollte dies auch anders sein? Unsere SchülerInnen sitzen von zwei

bis sieben Stunden pro Tag vor dem Fernseher. Teilweise liegen Brutalo- und Porno-Heftchen, Videos herum, und sie haben freien Zugang dazu. Die Probleme in den Familien häufen sich, und die Schule kann diese nur ganz selten auffangen. Müde Eltern am Abend, arbeitslose Eltern, Ein- elternfamilien, Kulturschock, einsame und gelangweilte Kinder, usw... Mit unserer Arbeit können wir nur Probleme ansprechen, wir können diese fast nie lösen. Dazu brauchen wir externe und qualifizierte Hilfe.

Meines Erachtens dürfen diese Aufgaben auch nicht den Lehrerinnen und Lehrern alleine überlassen bleiben. Gibt es professionelle Hilfe, die deshalb für Euch zur Verfügung steht und wie sieht diese aus?

Der ambulante Heilpädagoge in unserer Schule löst sehr viele Probleme mit uns. Er berät uns und arbeitet mit den Kindern, je nach Fall im Schulzimmer oder in seinem Raum. Diese Form hat vermutlich Zukunft. Sie ist für unsere Probleme ideal: Der Heilpädagoge ist Lehrer und hat schon sehr viel Erfahrung mit Schwierigkeiten, welche bei uns auftreten können. Die Psychologin oder der Psychologe in einer Schule sollte diese Arbeit zusätzlich stützen können und in ihrem Beruf gut sein. Ihre Nähe scheint mir deshalb wichtig, damit sie mit der Schule vertraut sind. Die Betreuung der Kinder, der Eltern und immer öfter der LehrerInnen sollte unbedingt immer genauer angeschaut werden. Wer in Zukunft für den riesigen Problemberg aufkommen kann, ist vorläufig eine schwierige Frage.

Muß man das nicht als »erschwerte Bedingungen« Deiner Berufstätigkeit bezeichnen? Sind die Bedingungen so schwer, daß sie den Beruf der Lehrerin überhaupt in Frage stellen, wie dies gelegentlich diskutiert wird?

Ich möchte meinen Beruf nicht in Frage stellen. Die Form, wie ich etwas anpacke, um meine Lernziele zu erreichen, muß ich selbstverständlich täglich in Frage stellen. Vielleicht ist es deshalb einer der lebendigsten und kreativsten Berufe. Neben all den sozialen Problemen, welche nur so sprießen, lernen unsere Kinder sehr viel. Ich stehe am Morgen gerne auf (außer im tiefen Winter), betrete gerne das Schulhaus und begrüße gerne die Menschen, die mir da begegnen. Solange ich ein ähnliches Echo erhalte, sehe ich kaum einen Grund, diesen Beruf an den Nagel zu hängen. Als Sprachlehrerin fördere ich die Kommunikation. Was den Menschen ausmacht, ist, wie er etwas interpretiert. Dies geschieht zu einem erheblichen Teil durch Sprache. Ist das nicht faszinierend?

Lehre als Therapie: Für wen?

Versuche mit psychoanalytischer Pädagogik an der Universität

Irmgard Eisenbach-Stangl

Zusammenfassung

Die Autorin reflektiert ihre Tätigkeit als Universitätsdozentin. Als Soziologin und Gruppenanalytikerin sucht sie zwischen individuellen Bedürfnissen, Fragen und Problemen der Studentinnen und Studenten und den Anforderungen an Qualifikationen für ihren zukünftigen Beruf zu vermitteln. Das Spannungsfeld, das sich dabei auftut ist groß. Es reicht von der Einführung in das Fach über Seminare, z.B. zur Soziologie des Geschlechterverhältnisses bis zur Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen Identitätsproblemen; von Bewertung und Benotung bis zur persönlichen Nähe; vom Zur-Verfügung-Stellen eines (Reflexion)Modells durch die Lehrenden bis zum versuchsweisen Verwerfen dieses Modells durch die Studierenden. Eisenbach-Stangl erinnert an die Tradition der psychoanalytischen Pädagogik, deren Erfahrungen und Reflexionen weitgehend in Vergessenheit geraten sind.

Gerade habe ich einen Artikel über das Verschwinden der psychoanalytischen Pädagogik gelesen und über ihre trotz allem anhaltende Aktualität als notwendigerweise gesellschaftskritische Wissenschaft. Und ich bin dabei über die Naivität erschrocken, mit der ich in den sagen wir letzten 10 Jahren versucht habe, das, was ich in psychoanalytischer Selbsterfahrung und Ausbildung »gelernt« habe, in meiner Lehrtätigkeit an der Hochschule umzusetzen. Nun ja, es gibt wohl immer wieder Menschen, die das Rad für sich neu erfinden müssen, und vielleicht ist es für andere aufschlußreich, darüber zu lesen.

1. Meine Ignoranz gegenüber der psychoanalytischen Pädagogik und ihrer langen Geschichte kommt daher, daß ich mich nie als »Lehrerin« verstehen konnte. »Lehrerin«, das war der Beruf, den mir meine Familie noch am ehesten zugeordnet hatte, sollte ich denn einen Beruf – eventuell vorübergehend – ergreifen. Und »Lehrerin« war der Beruf, den ich als einen der letzten ausüben wollte. »Lehrerin«, das war für mich immer gewesen: den immer gleichen Wissensstoff immer neuen Gruppen von Mädchen und

Knaben, zwischen den Bänken auf- und abgehend oder hinter dem Katheder sitzend, vor- und kleinzukauen, einzutrichtern, diesen in der Folge wieder abzufragen und das Ergebnis der Abfrage auf einer Wertskala von eins bis fünf zu reihen. Gemäß meiner Vorstellung war »Lehrerin« also eine höchst eintönige und auch sehr äußerlich bleibende Tätigkeit, auf das Speichern von Wissen durch und in Personen konzentriert, die als solche weitgehend außerhalb des beidseitigen Interesses lagen.

Das Gefühl, das mit dieser Art von Beziehung verbunden war, war in erster Linie Angst: Angst davor »nicht zu genügen«. Daneben gab es auch noch den Stolz »sehr gut« oder zumindest »gut« zu sein, oder vielmehr: besser als andere zu sein. Denn um den Vergleich mit anderen geht es bei diesen Wertverhältnissen wohl immer.

Ein Stück schulischer Realität und konkreter eigener Erfahrung mit dieser schulischen Realität wird in meinen Vorstellungen über das »Lehrerin-Sein« wohl enthalten sein. Wieviel, das mag dahingestellt bleiben. Denn das ist nicht das Thema, um das es hier geht. Es geht in erster Linie darum, daß ich nicht Lehrerin sein wollte, und mich dann doch als solche wiederfand. Denn das Wissen interessierte mich wohl, wenn auch nicht dessen persönliche Vermittlung. Doch auch in der Sozialwissenschaft, in der ich mich schließlich beruflich einrichtete, kann man sich zumeist nicht nur auf schriftliche Wissensvermittlung beschränken. Vorträge, Referate, Seminare und auch die Lehre an der Hochschule gehören häufig dazu. Hier sind sie also unverhofft wieder, die Zuhörerinnen und Zuhörer, die im Falle von Studentinnen und Studenten Gehörtes auch wiederzugeben haben und deren Wiedergabe bewertet werden muß. Zwar sind sie keine Kinder und in vielen Fällen auch älter als »junge Erwachsene«, doch regiert für mich zumindest an der Basis auch dieser Beziehung die Angst. Meine Angst, solange mir zugehört wird und ich bewertet werde – eine Bewertung noch dazu, die informell stattfindet und nur in Ausnahmefällen, über Umwege oder vermittelt zum Beispiel über schwindende Zuhörerzahlen – zu mir dringt. Und »ihre« Angst, wenn sie Gehörtes oder auch selbst Erarbeitetes mir zur offiziellen Bewertung präsentieren.



2. Ich habe lange überlegt und überlege noch immer, wie die Beziehung zwischen »Lehrerin« und »Schülern« anders – menschenwürdiger und in psychischer, wie in sozialer Hinsicht integrierter – gestaltet werden kann. Und ich habe mit meiner Rolle experimentiert – und tue es immer noch – ich habe dabei Erfahrungen, die ich in psychoanalytischen Settings gemacht habe und Haltungen, die ich in diesen als Analytikerin selbst einnehme, einzubeziehen versucht.

Dazu gehört zum ersten, daß ich versuche das »Setting« so klar und umfassend wie möglich am Beginn von Lehrveranstaltungen zu bestimmen,

um einen Raum für gegenseitige Beziehungsaufnahme zu eröffnen. Das »Bewerten« wird dabei so weit wie möglich aus dem Gruppengeschehen ausgeschlossen: Der Zeugniserwerb erfolgt mit wenigen Ausnahmen durch schriftliche Arbeiten. Um die Unsicherheiten und die Angst zu reduzieren, versuche ich eingangs auch möglichst klar zu beschreiben, wie ich bewerte. Vom Nicht-Bewerten halte ich wenig, da dies meiner Meinung nach herrschende Verhältnisse verleugnet und die Möglichkeiten unterschiedlichen persönlichen Engagements drastisch beschneidet. Wer mehr will, soll auch mehr bekommen können.

Wie schon angeklingen, begreife ich die Lehrveranstaltungen als Gruppengeschehen. Oder anders ausgedrückt: ich betone den Gruppencharakter von Lehrveranstaltungen. Dazu gehört, daß ich zu Beginn mitteile, daß ich eine Gruppe wahrnehme, die sich während einiger Monate nun regelmäßig treffen wird, und daß ich um eine »Vorstellungsrunde« bitte, bei der Namen, Studium, Motive für die Wahl dieser Veranstaltung und was die einzelnen sonst noch über sich mitteilen wollen, genannt werden sollen. Dazu gehört des weiteren, daß ich um regelmäßige Teilnahme bitte, auch dann, wenn – wie bei Vorlesungen – Teilnahme nicht Pflicht ist. Schließlich organisiere ich Kleingruppen, die bestimmte Aufgaben-Referate und die Herstellung von entsprechenden Thesenpapieren samt Diskussionsvorschlägen übernehmen sollen, auch dann, wenn – abermals wie bei Vorlesungen – der inhaltliche Input ausschließlich von mir erwartet wird. Vor allem das letztere führt immer wieder zu Empörung und Widerstand. Ich antworte dann, daß mein »Setting« nicht zwingend ist, da ja der Besuch der Lehrveranstaltung auf freiwilliger Basis stattfindet und alternative Angebote zur Verfügung stehen. Ich versuche bei dieser Mitteilung gelassen zu erscheinen, aber natürlich habe ich ein schlechtes Gewissen und Angst, daß mir meine Zuhörerinnen und Zuhörer davonlaufen, weil ich ihnen zu wenig biete.



3. Habe ich schon gesagt, daß ich am Institut für Soziologie der Universität Wien lehre und daß ich schwerpunktmäßig die Soziologie des Geschlechterverhältnisses betreue? Und daß ein wichtiges Thema meiner Lehrveranstaltungen psychoanalytische Konzepte »des Mannes« und »der Frau« sind? Im Sinne meines Themas verweigere ich also gleich eingangs die unbegrenzt Nahrung spendende Mutter, die mit dem Apfel vom Baum der Erkenntnis lockende Eva, die die Heerscharen in den Kampf um Gerechtigkeit und Befreiung führende Jeanne d'Arc, die im berühmten Tempel von Delphi Orakel verkündende Pythia usw. ...kurz die Darstellung großer und mächtiger Frauengestalten. Was, wie ich es erlebe, häufig von mir zumindest auch erwartet und erhofft wird. Statt dessen locke und dränge ich meine Zuhörerinnen und Zuhörer selbst auf die Bühne. Ich teile ihnen

auch offen mit, daß ich selbstverständlich nicht alles weiß und daß ihre Erfahrungen so viel wert sind wie meine.

So also bestreiten wir gemeinsam den Inhalt der Lehrveranstaltung: einmal bin ich dran, einmal eine kleine Gruppe von Zuhörerinnen und Zuhörern, wobei die letzteren üblicherweise stark in der Minderzahl sind. Schade, ich hätte gerne ein gleichgewichtigeres Geschlechterverhältnis, da ich die Konflikte liebe, die zwischen den Frauen und Männern regelmäßig in verschiedenen Konstellationen ausbrechen. Dies gibt mir die Gelegenheit das Gruppengeschehen im Sinne des Themas »Geschlechterverhältnisse« zu deuten. Natürlich habe ich auch dabei ein schlechtes Gewissen, denn ich verlasse meine Rolle als Lehrerin und schlüpfe in diejenige der Leiterin einer Gruppe, die Selbsterfahrung zum Thema Frauen und Männer macht. In diesem Falle allerdings ist das schlechte Gewissen nicht allzu groß, der Spaß, den ich dabei habe und der, den zumeist auch die Gruppe dabei hat, überwiegt. Und überdies lernen wir gemeinsam vieles. Es ist allerdings dabei für mich oft nicht leicht, die Abstinenz zu wahren: Dann zum Beispiel, wenn die Frauen ihre Lage sehr klagsam darstellen und die kleine Zahl der Männer wütend dafür verantwortlich machen. Und auch dann, wenn einer der wenigen Männer die Frauenschar – mich eingeschlossen – mit gebildeten oder aggressiven Ansprachen versucht zum Verstummen zu bringen. Manches wage ich auch nicht zu deuten: so zum Beispiel, daß kürzlich ein junger Mann, der die Haare zum Pferdeschwanz gebunden trägt, mit kurzem Rock und Stöckelschuhen erschien. Dabei hatte er es in der Stunde zuvor mehr oder minder deutlich angekündigt, als es darum ging, ob es ein Vorteil oder Nachteil für Frauen sei, daß sie Rock und Hose tragen könnten.

Ich ziehe also Grenzen beim Eingehen auf das Gruppengeschehen, denn zu gut ist mir in Erinnerung, was geschah, als ich bei einem meiner ersten »Lehrexperimente« zu abstinenz war. Ich hatte die Kleingruppen angeregt, ihre Themen, so sie wollten, in Rollenspielen vorzutragen. Und eine Gruppe, die diese Anregung aufnahm, errichtete durch die Art ihres Rollenspieles ein autoritäres Regime und stellte mich so ins Abseits, daß ich kurz versucht war, mit zu agieren und den Raum zu verlassen. Man etablierte damit nicht nur eine Leitung, die der meinen diametral entgegengesetzt war, sondern gab mir auch zu verstehen, wie allein gelassen man sich durch meine Art der Leitung fühlte. Da das neue Regime jedoch allen Teilnehmern ihre Rollen zu genau vorschrieb, revoltierte die Gruppe bald und berief mich zurück. Es wäre sicher lehrreich für uns alle gewesen, dieses für Gruppen klassische Geschehen aufzuarbeiten und mit dem soziologischen Thema der Lehrveranstaltung zu verbinden, dessen ich mich – wohl kaum zufällig – nicht mehr entsinne. Dazu allerdings war nicht genügend Zeit, da noch andere Lehrinhalte anstanden.



4. Wo die Grenzen zwischen »Lehre« und »Gruppe« zu ziehen sind, das ist mir bis heute alles andere als klar. Aber vielleicht läßt sich das auch nur von Stunde zu Stunde und von Gruppe zu Gruppe entscheiden. Und so wechseln eben ermüdende Sequenzen, in denen die Zuhörerinnen und Zuhörer fügsam und still mitschreiben, was ich ihnen vortrage, mit Sequenzen ab, in denen im Hier und Jetzt ganz lebendige Gespräche aufflammen und Themen diskutiert werden, die gerade in der neuesten Literatur – häufig in abgehobener Weise – abgehandelt werden. Am Ende dieser Abfolge verschiedener Sequenzen gibt es eine Schlußbesprechung oder vielmehr: prinzipiell ist eine von mir vorgesehen. Manchmal allerdings geht die Schlußrunde in heftigen Diskussionen unter, was ich als ausgezeichnete »Bewertung« der Lehrveranstaltung verstehe. In Fällen, in denen eine Schlußrunde zustande kam, gab es überwiegend positive Rückmeldungen und konstruktive Kritik jener die übrigblieben, zwischen 50 und 80 Prozent jener, die zu Beginn da waren. Was diejenigen meinen, die wegblieben, weiß ich natürlich nicht. Hier wird nochmals besonders deutlich, daß es sich bei meinen Lehrveranstaltungen um etwas zwischen Gruppe und einem universitären Marktgeschehen handelt.

Was die Bewertung betrifft, so schreibe ich meine Argumente für die Benotung, die nur in Ausnahmefällen im weniger als »befriedigenden« Bereich liegt, auf die schriftliche Arbeit, und sende sie samt den Randbemerkungen, die ich, falls mir welche einfallen, auch mache, an die Studenten zurück. Ein Vorgehen, das nicht nur bei den Betroffenen, sondern auch am Institut, an dem ich lehre, auf Verwunderung gestoßen ist. Die Bewertung läßt sich bei Bedarf verbessern. Auch Gruppenarbeiten nehme ich an, sofern sie zustandekommen.

Die Studenten können also in vielerlei Hinsicht bei der Bewertung mitentscheiden. Ihre Teilnahme an der Lehrveranstaltung selbst ist von der Bewertung ausgenommen. Und hoch bewerte ich Kreativität, das heißt das Entwickeln eigener Gedanken oder auch die am Thema orientierte Reflexion von eigenen Erfahrungen in der »Guppe« – was zu meiner Freude immer wieder möglich ist. Anders ausgedrückt: ich versuche also auch die Bewertung in eine sicht- und erlebbare Interaktion zu verwandeln, und ich scheue auch nicht davor zurück, Stellungnahmen persönlicherer Art abzugeben. Wie zum Beispiel: »Ich sehe ein, daß es für einen Mann schwierig ist, einen Text von einer Autorin zu bearbeiten, in dem die Männer als das zurückgebliebene Geschlecht dargestellt werden, aber...«. Oder:

»So wie Sie die gesellschaftlichen Verhältnisse wahrnehmen und darstellen, nehmen Sie sich (und anderen Frauen) jede Möglichkeit aktive Handlungen zu setzen. ...«

Aber in gewissen Fällen kann ich mich den mündlichen Prüfungen

nicht entziehen. Hierbei liegt mir zumeist auch eine schriftliche Arbeit vor, auf die ich mich hauptsächlich beziehen kann, um das Gespräch solcherart von der Bewertung möglichst frei zu halten. Ich wähle anhand der schriftlichen Arbeit einen weiteren Text für die mündliche Prüfung aus, den ich als kontrapunktisch oder als ergänzend (auf Lücken in der Arbeit verweisend) wahrnehme. Und bei der Prüfung stelle ich die schriftliche Arbeit in einen noch persönlicheren Kontext, als ich dies mit meinen schriftlichen Kommentaren tue. Daß es bei mündlichen Prüfungen persönlicher zugeht, hat schlicht damit zu tun, daß mein Gegenüber nicht nur in einem geschriebenen Text, sondern auch körperlich sichtbar wird. Ich gehe zum Beispiel auf das Verhältnis des Autors zu anderen zitierten Autoren ein (hat er oder sie die Distanz zu diesen halten können?), ich gehe auf das Verhältnis des Autors zu den »Personen« seiner Darstellung ein (»den Müttern«, »den Ärzten«, »den Vätern«) und ich gehe auf das Verhältnis des Autors zu seinem Thema – seinen Fragen und Antworten – ein. Ich konfrontiere die Autorin und den Autor also mit ihrer und seiner Sicht der Welt – im kognitiven wie im affektiven Sinn – und ich tue dies durch den Text, den ich ihr oder ihm zu lesen gebe und durch meine Fragen über ihre oder seine schriftliche Arbeit und indem ich darlege, wie ich die schriftliche Arbeit verstanden habe.



5. Damit komme ich vielen Studenten sehr nahe, vielleicht auch zu nahe, und ich ziehe mich zurück, wenn ich den Eindruck habe, daß meine Nähe als übermächtig erlebt wird. Aber dies schien mir bisher nur selten der Fall zu sein. Die meisten schienen über diese Art von mündlicher Prüfung (die als solche von mir wiederum nicht bewertet wird) überrascht, aber auch zufrieden. Mein schönstes Erlebnis dabei ist der Brief einer Frau, die eines der ersten Opfer meiner Experimente war. Sie schrieb, daß diese »Prüfung« (die Anführungszeichen stammen von ihr) für sie eines der wichtigsten Gespräche gewesen sei, die sie jemals geführt hätte. Ich war mit ihrer schriftlichen Arbeit nicht zurechtgekommen, die voll Wut und Haß auf Männer war, und ich hatte bei der mündlichen Prüfung nicht aufhören können, sie nach dem »warum« zu fragen. Langsam, stockend und ansatzweise war dann ihre Antwort gewesen: daß sie in einer lesbischen Subkultur lebe, in der die heftigen Konflikte zwischen den Frauen verleugnet würden und in der ein rigides Verbot herrsche, diese Konflikte zuzulassen, wie auch mit Männern freundlich zu verkehren.

Die Betreuung von Diplomarbeiten und Dissertationen bietet mir noch ganz andere Möglichkeiten, Beziehungen aufzunehmen, da sich die Kontakte hier über Monate, manchmal sogar über Jahre erstrecken. Ich will darauf nicht weiter eingehen, die Beziehungen, die ich hier aufbaue, unterscheiden sich nicht grundsätzlich von den bereits geschilderten. Meine

Freude an diesen Kontakten ist allerdings größer, denn da kann ich mit den Betroffenen, falls sie wollen, noch genauer klären, was ihre Fragen, ihre Vorlieben und ihre Stärken sind, aber auch das, was sie nicht mögen oder wo sie sich schwach fühlen, und mit ihnen dies alles entdecken und entwickeln und sie dabei unterstützen, dies für sich und ihre Arbeit nutzbar zu machen. Eine kleine Gruppe von Studenten verläßt meine Betreuung fluchtartig – meist diejenigen, die mich nicht von Lehrveranstaltungen kennen. Die andere Gruppe, jene, die mich mehr oder minder bewußt ausgewählt haben, bleibt und wird zumeist in vernünftiger Zeit mit der Abschlusarbeit fertig. Zögerlichkeiten gibt es nur in Ausnahmefällen, was ich wiederum als gutes Zeichen werte.

Ich fürchte, daß ich insgesamt als streng gelte, und ich werde bei meiner Gratwanderung zwischen Lehre und Psychoanalyse auch häufig unsicher: Bin ich zu weit gegangen? Darf mich das noch etwas angehen? Aber andererseits weiß ich gar nicht, wie ich es anders machen könnte. Ich kann nichts anderes tun, als das möglichst offen anzubieten, was ich weiß und was ich in der Interaktion mit den Studenten erlebe und meinem Angebot zum beidseitigen Schutz Grenzen setzen, die ich möglichst offen darlege. Diese Art des Angebots ist aus meiner eigenen Angst und Unsicherheit angesichts von Erwartungen an mich als Lehrerin erwachsen. Meine Angst und Unsicherheit haben mich auch während dieser Niederschrift meiner Erfahrungen und Überlegungen begleitet und sind mir dadurch wieder stärker bewußt geworden. Im Alltag des Lehrens und Betreuens sind sie bereits ein Stück in den Hintergrund getreten. Für mich also ist meine Art des Umgangs mit Studenten hilfreich – etwas in mir sträubt sich, von »therapeutisch« zu sprechen. Und ich hoffe, mich nicht zu irren, wenn ich dies auch bei vielen meiner Studenten erlebe. »Therapieren« will ich sie ja nicht, aber sie dabei unterstützen, ihre persönlichen Möglichkeiten ein Stück weit zu entdecken und zu nutzen, das ist schon mein wesentliches Anliegen, und wenn ich erlebe, daß dies gelingt, meine wesentliche Befriedigung bei dieser Tätigkeit.



6. Freilich gibt es noch andere Quellen für meine Angst und Unsicherheit bei der Lehre und für die Entwicklung meines speziellen »Lehrangebotes«, als jene, die in meinen eigenen Erfahrungen mit und Phantasien über Lehrer und Schüler wurzeln. Sie stammen aus der aktuellen äußeren Welt und sollen hier nicht ganz unerwähnt bleiben. Zum einen haben sie mit der Wissenschaft, in der ich arbeite und lehre, zu tun, zum anderen und vor allem aber mit dem speziellen Inhalt der meisten meiner Lehrveranstaltungen. Was fängt man mit dem Studium der Soziologie an? Die Antwort ist: wenig. Oder auch: viel. Es kommt auf die Person desjenigen an, der es absolviert hat und darauf, wie sie oder er es versteht, im Studium Gelerntes

und Erfahrenes in den verschiedensten Bereichen anzuwenden und dementsprechend anzubieten. Dazu ist Kreativität und Selbstsicherheit erforderlich und ein möglichst eigenständiger Umgang mit Wissen und Können.

Doch steht die Berufsorientierung bei Studenten der Soziologie häufig nicht so sehr im Vordergrund. Speziell die Wahl einer Lehrveranstaltung über die Soziologie des Geschlechterverhältnisses scheint zumeist mehr mit den eigenen Problemen mit der eigenen Geschlechtsidentität und dem anderen (oder dem begehrten) Geschlecht zu tun zu haben, als mit einem möglichen zukünftigen Beruf. »Du betreibst Sexualaufklärung« hat mir vor nicht allzu langer Zeit ein Kollege gesagt. Ja, da ist was Wahres dran, dachte ich damals. Ja und nein denke ich heute. Ich denke, es geht in erster Linie um geschlechtliche Identität und die Unsicherheiten dabei, die kontinuierlich im Wachsen begriffen sind. Ich bin zu einer anderen Zeit aufgewachsen, als meine Studentinnen und Studenten. Für mich gab es keine positiven Vorbilder, doch gab es solche, die ich klar ablehnen konnte. (Für die aufmerksame Leserin wurden sie bereits klar ersichtlich: es geht um die selbstlos versorgende Mutter, die ich trotz oder wegen meiner Ablehnung nicht loswerde und die mit meinem Gefühl des Nicht-Genügens verbunden ist.) Dies scheint mir heute nicht mehr der Fall zu sein. Die jungen Frauen und Männer haben zum Teil andere Probleme mit ihrer Geschlechtsidentität als ich, und dies hat wohl auch mit dem Wandel der Sexualität zu tun, der in den letzten etwa 20 Jahren stattgefunden hat. Wie kann ich sie da »aufklären«. Ich kann sie nur dabei unterstützen, darüber möglichst eigenständig nachzudenken. Und dabei begegnet mir Altbekanntes, aber auch Neues. Bei diesem Nachdenken können auch soziologische und psychoanalytische Theorien nur Hilfsmittel sein: Zu widersprüchlich sind sie, zu sehr spiegeln sie selbst das Chaos wider, das bei und zwischen den Geschlechtern herrscht. Die Angst und die Unsicherheit, die aus diesem Geschlechterchaos erwachsen (das bei den Studenten der Soziologie größer sein mag, als an anderen Orten dieser Gesellschaft) addieren sich zu jener, die aus dem Generationsverhältnis (dem Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler) stammen. Ich würde schlichtweg die Wahrheit verleugnen und unglaubwürdig sein, würde ich behaupten, eine Antwort auch nur für mich gefunden zu haben. Und deshalb kann ich aufrichtigerweise meinen Studentinnen und Studenten nur das anbieten, womit ich meine eigene Angst und Unsicherheit täglich aufs neue bewältige: Mit Hilfe sozialwissenschaftlicher und psychoanalytischer Theorien und Methoden über meine innere Welt nachzudenken und über die äußere Welt, so wie ich sie wahrnehme. Um das gestern Gedachte jeden Tag aufs Neue in Frage zu stellen. Ich übertreibe natürlich, aber als Lebensprogramm finde ich diese Vorgehensweise tatsächlich gut.

Mütter als Therapeutinnen

Gedanken zum Thema



Reinhild Pickl

Zusammenfassung

Die Autorin ist Psychotherapeutin und Mutter. Sie beschreibt ihre Situation als Mutter, Ehefrau und Beraterin innerhalb der Großfamilie in einer ungewohnten Sichtweise: Den vielfältigen Bedürfnissen, Ängsten und Erwartungen der einzelnen Familienmitglieder entgegen zu kommen bedarf des unablässigen Wechsels zwischen Rollen. Sich hinein zu versetzen in die Situation der anderen ist unabdingbare Voraussetzung. Ständige Reflexion und Auseinandersetzung mit der Situation aller anderen Familienmitglieder begleitet die anstrengende Tätigkeit. Dem gegenüber erscheint die relativ klare Rolle gegenüber den Patientinnen und Patienten in der therapeutischen Praxis als Erholung. Rollenkonflikte begleiten den Alltag – nicht nur zwischen Mutter sein, Partnerin, Tante, Tochter..., sondern auch als Angehörige und Psychiaterin. Die eigene Psychohygiene droht dabei zu kurz zu kommen. Die Autorin zeigt, daß diese ungewohnte Sichtweise, die Betrachtung eines großen Teils ihrer Alltags-tätigkeit unter psychotherapeutischem Blickwinkel hilft, die an sie gestellte Anforderungen zu bewältigen. Sie zeigt zugleich, daß ohne Reflexionsmöglichkeiten, ohne gelegentlichen Rückzug und der Betrachtung von Außen ihre Tätigkeit eine unmögliche Aufgabe bleibt.

Ungewohnte Sichtweise

Therapeutin sein als Mutter – darüber denkt man ja nicht nach. Das ist eine sehr ungewohnte Sichtweise. Man macht halt so den ganzen Tag, die ganze Nacht, was so anfällt. Man hinterfragt es selten, fühlt sich höchstens gelegentlich genervt oder erschöpft. Denn es handelt sich um endlos viele Banalitäten aus den verschiedensten Lebensbereichen.

Frühes Aufstehen empfiehlt sich als Voraussetzung für einen halbwegs geordneten Tagesablauf, denn noch stört mich keiner, so daß ich in Ruhe meinen Gedanken nachhängen kann: Wer muß heute wohin, was muß

ich der Zugehfrau noch auftragen, welches Kind kommt wann von der Schule und muß vielleicht abgeholt oder von der Nachbarin betreut werden, bis ich nach Hause komme? Da fällt mir ein, daß mein Mann für heute Abend Gäste eingeladen hat – schnell suche ich noch ein Kochrezept heraus und schreibe meinen Einkaufszettel. Währenddessen bereite ich das Frühstück vor, die heikelste Mahlzeit des Alltags, denn alle stehen unter Spannung und brauchen liebevolle Sonderbetreuung in Form von Lieblingsgetränken und Lieblings Speisen. Erst dann wecke ich die Kinder, denen ich das Aufstehen mit kurzem Kuseln und Schmusen, dem Hinweis auf ein schönes Ereignis des kommenden Tages (und sei es die Einladung zum Kindergeburtstag am Nachmittag) oder einem liebevollen Necken zu erleichtern versuche. Wehe, ich bin mal selbst unausgeschlafen oder genervt, dann ist gleich morgens dicke Luft. Denn nicht zuletzt muß das ja alles auch noch flott gehen! Einer nach dem anderen verläßt dann, ausgestattet mit den erforderlichen Utensilien des Tages (Brotzeit, Turnbeutel, gesammelte Herbstblätter...) das Haus bis auf den Jüngsten, den ich auf dem Weg zu meiner Arbeit in den Kindergarten bringe. Davor muß ich noch meine sieben Sachen zusammensuchen, mit der Zugehfrau die Notwendigkeiten des Tages besprechen, dem Jüngsten noch schnell beim Bauen eines Legoautos helfen... Nach diesem Trommelfeuer ist dann die 20minütige Autofahrt zu meiner Praxis eine Oase der Ruhe.

Jetzt blitzen Gedanken auf an meine eigene Arbeit, aber erneut auch an die Erfordernisse der Familie: Ich denke nach über die Schulängste unseres Erstkläßlers, unter denen er seit dem Tod eines Onkels leidet, und wie wir besser damit umgehen könnten. Ich überlege, wie man den Frust der 9jährigen Tochter auffängt, die von der Busenfreundin versetzt wurde und sich nicht zwischen zwei Freundinnen entscheiden kann, die sie unter Druck setzen. Oder wie wir endlich unserem Jüngsten die »Stinkerwindel« abgewöhnen, auf der er trotz sonstiger Smartheit hartnäckigst besteht. Die Schulprobleme unseres 13jährigen Pflegekindes beschäftigen mich: Wie sehr mische ich mich ein? Delegiere ich seine Hausaufgabenbetreuung an einen Nachhilfelehrer oder überlasse ich ihn seinem Schicksal? Wieviel, wenn auch liebevolle Gängelung verträgt eine solch schwierige Beziehung zwischen zur Pflegemutter gewordener Tante und pubertierendem Neffen, dessen Eltern beide gestorben sind? In meiner Praxis angekommen, muß ich diese Gedanken wieder weglegen und mich meiner beruflichen Tätigkeit widmen, die ich häufig als eher erholsame Pause in meinem Familienalltag betrachte.

Die Mittagszeit und die dazugehörige Mahlzeit ist als »Müllabladezeit« zu verstehen. Glücklicherweise ist dabei der Umstand, daß die einzelnen Familienmitglieder so nach und nach eintrudeln, so daß ich jedem einzeln zuhören kann: Es geht um Schulnoten, Lehrer, Erlebnisse auf dem

Schulweg, Ärger mit den Freunden oder Klassenkameraden und um Pläne, die den Nachmittag betreffen. Während des Mittagessens erfolgt meist ein Buhlen um die Dauer der Redezeit – jeder hat noch was Wichtigeres zu erzählen, alle reden gleichzeitig, und schließlich muß ich ja auch noch ein Ohr haben für meinen Ehemann, der wenigstens kurz seinem Praxis-ärger Luft machen muß. Die Schulkinder machen sich dann an die Hausaufgaben und benötigen dafür in unterschiedlichem Masse Hilfe, zumindest müssen die Aufgaben nachgeschaut werden. Da ist es zum Beispiel meine Aufgabe, unserem Erstkläßler die Notwendigkeit des Lernens und Übens nahezubringen, denn eigentlich will er ja alles einfach gleich können und empfindet meine Einmischung als persönliche Beleidigung. Daneben muß unser Kindergartenkind in dieser Zeit sinnvoll beschäftigt werden, damit er die Geschwister in Ruhe läßt. Erst am späteren Nachmittag, wenn alle ihren Freizeitbeschäftigungen nachgehen, kann einmal wieder eine kleine Pause für mich möglich sein, die aber jederzeit störbar ist und davon abhängt, wie zufriedenstellend diese Aktivitäten für die Kinder sind, denn jeder Ärger wird wieder bei mir abgeladen. So ist diese Zeit niemals für eine eigene Tätigkeit außer Hausarbeiten planbar. Gedanken, Ideen, Vorsätze kommen mir in den Sinn, meist bleibt es bei den Splittern. Beim gemeinsamen Abendessen werden die Erlebnisse des Tages zum besten gegeben; es gilt Spannungen auszubügeln und zu registrieren, bei wem es heute vielleicht Probleme gegeben hat. Beim Zu-Bett-Bringen ist es möglich, jedem Kind einzeln noch für ein paar Minuten zur Verfügung zu stehen, denn nicht alles läßt sich im Familienverband besprechen. Danach bin ich erst einmal einfach müde, lasse den Tag Revue passieren und hänge meinen Gedanken nach, die den ganzen Tag immer wieder aufgetaucht waren. Oft bleiben Insuffizienzgefühle, auch empfinde ich stark die Ohnmacht, Dinge erzieherisch zu beeinflussen...

Was ist an dieser Tätigkeit therapeutisch?

Immerhin müßte ich wissen, was an dieser Tätigkeit therapeutisch ist, da ich nebenberuflich als Psychotherapeutin im eigentlichen (?) Sinne arbeite. Wenn ich es mir recht überlege, ist mein Alltag als Mutter von drei Kindern und einem Pflegekind, als Ehefrau eines Landarztes und als Mitglied einer Großfamilie von morgens bis abends von therapeutischer, beratender Tätigkeit durchsetzt. Dazu ein Beispiel: Meine Teilberufstätigkeit machte über Jahre hinweg die Betreuung unserer Kinder durch eine Tagesmutter erforderlich, die als derzeit nicht berufstätige Grundschullehrerin in dieser Aufgabe und in der Erziehung ihrer eigenen drei Kinder ähnlichen Alters eine wichtige Aufgabe sah und daraus viel Selbstbestätigung bezog.

Da es sich zusätzlich noch um die Nachbarin handelte, ergab sich daraus eine auf vielen verschiedenen Ebenen verquickte Beziehung: Arbeitsverhältnis, nachbarschaftliche Freundschaft zwischen den Erwachsenen, vielmehr jedoch noch zwischen den Kindern, die eher als Geschwister denn als Nachbarskinder aufwuchsen. Eines unserer Kinder litt bereits seit längerer Zeit unter der heftigen Rivalität mit dem entsprechenden Nachbars-Tagesmutterkind, konnte sich aus der Beziehung jedoch jetzt erst lösen, nachdem die Betreuungssituation aufgehoben werden konnte, weil unser jüngstes Kind in den Kindergarten kam und wir das Arbeitsverhältnis beenden konnten. Wegen seiner offensichtlich über Jahre hinweg angestauten Aggressionen mußte er diese Ablösung derartig heftig vollziehen, daß es kränkend für seinen bisherigen Freund/Bruder war. Diesen Ablösungsprozeß empfand die Tagesmutter als persönliche Beleidigung, da sie offensichtlich nicht getrennt hatte zwischen ihrer beruflichen Tätigkeit und den Beziehungen der Kinder. Dies wurde mir erst im nachhinein klar. Unser Sohn übernahm durch sein Verhalten die Abnabelung der gesamten Familie von der Tagesmutter. Jetzt gilt es mit ihm zusammen Schelte, Schuldzuweisungen und Ächtungen aufzufangen, denen er sich ausgesetzt fühlt. Was ist daran therapeutisch?

Rollenkonflikte

Die emotionale Verquickung, das zeigt bereits das letzte Beispiel, ist bei dieser Tätigkeit beträchtlich. Einmal bin ich Mutter von drei eigenen Kindern, Pflegemutter-Tante eines Pflegekindes, Ehefrau eines vielbeschäftigten, für die Bewältigung des Familienalltags nicht zur Verfügung stehenden Ehemannes, berufstätig in einer kleinen psychotherapeutischen Praxis. Vielfalt und Gleichzeitigkeit bestimmter Aufgaben sind das Besondere daran, selten kann ich mich einer Aufgabe ganz widmen, meist werde ich abgelenkt, muß etwas abbrechen. Da bleibt so oft das Gefühl, nichts richtig, alles nur halb gemacht zu haben und niemandem so richtig gerecht worden zu sein. Gehe ich in meine Praxis, um meiner psychotherapeutischen Tätigkeit nachzugehen, kann ich mich auf diesen Patienten konzentrieren. Ihm allein gehören die folgenden 50 Minuten, unsere therapeutische Beziehung ist klar definiert. Häufig empfinde ich dies als Erholung. Am meisten wird mir dies anhand der Beziehung zu meinem Mann bewußt: Sie findet innerhalb dieses Alltags selten ausreichende Pflege und braucht dringend hin und wieder eine Pause: Wir müssen dann ganz alleine diesen Alltag fliehen und füreinander da sein, dann kann die Partnerschaft wieder aufatmen.

Angehörige und Psychiaterin

Eine weitere Rolle kommt mir innerhalb der Großfamilie auch als Psychiaterin zu: Die Psychose eines Verwandten beispielsweise ist immer wieder Anlaß, meinen Rat und meine Hilfe zu verschiedenen Fragestellungen in Anspruch zu nehmen: Betreuung der Familie im Sinne einer Angehörigen-gruppe; Ratschläge zur Medikation oder zur Institution, wo der betreffende Patient versorgt wird; Vermittlung zwischen Familie und behandelndem Arzt bis hin zur Aufnahme des Betreffenden, wenn die zuständige Klinik gerade kein Bett auf der offenen Station frei hat. Auch hier kommt es ständig zu Rollenkonflikten.

Lebens-Leid

Schicksalsschläge bleiben in einer großen Familie nicht aus und müssen irgendwie aufgefangen werden: Der allzu frühe Tod meiner Schwester und deren Mann hat mir eine große Aufgabe hinterlassen. Die Eltern werden mit diesem Verlust nur mühsam fertig und brauchen dafür Unterstützung, zumal sie ohnehin alt und hilfsbedürftig sind. Doch nicht nur das: Eigentlich sollte ich ja auch irgendwie meine ältere Schwester ersetzen und kann es gar nicht. Des weiteren müssen die verwaisten Kinder betreut werden und brauchen Rat für ihr Erwachsenwerden. Das Gleichgewicht unseres bisherigen Familienlebens wurde empfindlich gestört: Die Aufnahme eines weiteren Kindes, meines Neffen, bewirkte ungeahnte Turbulenzen im Gefüge unserer eigenen Kinder, wenn man so will, muß nun die »Hackordnung« neu festgelegt werden.

Die eigenen Psychohygiene

Mit der eigenen Psychohygiene sieht es da ganz schlecht aus; Die Schilderung meines Tagesablaufes zeigte bereits das zeitliche Problem, in den Alltag gezielte, berechenbare Pausen einzubauen, die das so dringend notwendige Sortieren der Gedanken und ein Abstand-Gewinnen ermöglichen. Das ist nur möglich, wenn ich mich ablösen lasse z.B. durch meinen Mann oder die Großeltern, ansonsten geht dies auf Kosten meines Schlafes und erfordert viel Selbstdisziplin. Und wo bleibt meine Supervision, meine Balintgruppe? Kein Psychotherapeut müßte sich für die Inanspruchnahme solcher Hilfen entschuldigen, als Mutter hat man stillschweigend alle Probleme zu bewältigen und muß mit Schuldgefühlen kämpfen, wenn es nicht reibungslos funktioniert. Da bleibt dann nur der Besuch einer »Mutter-Kind-

Gruppe« übrig, wo aufgrund von Selbstdarstellung und Rivalität unter den Teilnehmerinnen noch mehr Insuffizienzgefühle entstehen und das Eingestehen von Schwächen kaum möglich ist.

Wäre diese in der Tat therapeutische Tätigkeit auch als solche anerkannt, vielleicht gäbe es dann auch eher die Möglichkeit einer professionellen Hilfestellung, die Frau ohne das Gefühl persönlichen Versagens in Anspruch nehmen könnte.

Bücher als Katalysatoren

Beatrice Alder

Zusammenfassung

Biblio-therapeutische Tätigkeit ist ein guter Teil dessen, was die Autorin über die Begegnungen in ihrer Buchhandlung berichtet. Seien es Erzählen im neutralen Raum, Erzählen-Lassen; die Tücken des Schenkens; die Suche nach Antwort auf ein Lebensproblem oder die Bücherluft; all diese beratenden helfenden Angebote sollen – auch ohne Posten in der Buchkalkulation – im Angebot inbegriffen sein.

Ich stelle oft fest, daß meine Tätigkeit als Buchhändlerin große psychologische Fähigkeiten erfordert. Sei es, um mit den vielen verschiedenen Menschen zurecht zu kommen, die als Kundinnen und Kunden bei mir verkehren, oder sei es, um mit manchmal beinahe übersinnlichen Fähigkeiten heraus zu finden, was mein Gegenüber eigentlich will. Vor allem aber geht vieles von dem was ich tue, über die normale Beratung hinaus. Die Thematik dieses Heftes gibt mir die Gelegenheit, etwas darüber nachzudenken, was an den alltäglichen Schnittstellen zwischen Therapie/Beratung/Mitmenschlichkeit geschieht. Wenn mein Buchvorschlag der Kundin oder dem Kunden hilft, ein kleines oder größeres Problem der Lösung näher zu bringen, so läßt sich diese Intervention als eine allgemein heilungsfördernde Maßnahme bezeichnen. Und mit diesem Begriff umschreibt Meyers Lexikon den Begriff Therapie in ihrer unspezifischen Erscheinungsform. Das gleiche gilt für die Ausstrahlung, die ein Ort wie eine Buchhandlung offenbar haben kann. Einige Beispiele aus der Praxis mögen erläutern, was ich meine.

Empathie in einem neutralen Raum

Ich erinnere mich an eine junge Frau, mit der ich noch nie ein persönliches Wort gewechselt hatte. Sie war sehr zurückhaltend. Einmal jedoch begann sie unvermittelt von einem Schicksalsschlag, der ihre Familie getroffen hatte, zu erzählen. Es war – wie sie mir sagte – das erste Mal, daß sie überhaupt darüber reden konnte, und sie verließ mich sichtlich getröstet. Wir haben dieses Gespräch seither nie mehr erwähnt und pflegen weiterhin einen zu-

rückhaltenden Umgang miteinander. Ähnlich verlaufen immer wieder Situationen, wo Menschen mir Dinge erzählen, die mit ihrem Buchkauf gar nichts zu tun haben. Die Randbedingungen ermöglichen es ihnen aber offenbar, ein Problem bei mir abzuladen und anschließend entlastet ihren Weg weiter zu gehen.

Über das Erzählen

Erzählen ist etwas, das hilft. Dies wissen Professionelle wie Therapeutinnen des Alltags. Erzählen hilft oft auch mittelbar, in der passiven Form des Erzählt-Bekommens. Auch dies ist eine banale Feststellung. Kindern werden ganz selbstverständlich Geschichten erzählt. Die Sekundärliteratur mit mannigfaltigen Deutungsangeboten zu Märchen ist umfangreich. Zu allen großen Werken der Weltliteratur gibt es Regale von Interpretationen. Aber jedes Buch kann Identifikationsmöglichkeiten anbieten, wenn es im richtigen Moment der richtigen Person angeboten wird. Dies ist die hohe Kunst des Buchhändlerinnen-Berufs. Eingangssatz in solchen Situationen ist oft: Ich möchte ein gutes Buch. Ich frage dann ein bißchen nach, höre gut zu und schaue aufmerksam hin. Wenn mein Vorschlag ins Schwarze trifft, ist es vielleicht nicht das sog. gute Buch, aber es ist für diese Kundin in diesem Moment das Richtige. Sie ist dann vielleicht auf der Suche nach der Antwort auf eine unausgesprochene Frage und nimmt aus irgendwelchen Gründen dazu den Umweg über das Erzählt-Bekommen. Vielleicht möchte sie aber auch jemandem etwas mitteilen, das ihr auf dem direkten Weg nicht gelingen will. Auch da gilt es, gut hinzuhören. Wenn es allerdings so ist, daß mit einem Buchgeschenk jemand partout zum Lesen gebracht werden soll, habe ich auch schon davon abgeraten und darauf hingewiesen, daß es viele Wege gibt, die Welt wahrzunehmen. Lesen ist nur eine davon. Diese Sichtweise war für die Kundin sehr überraschend und hat ihr vielleicht einen Weg aus einem Kampf zwischen Lesenden und Nichtlesenden geöffnet. Traurig stimmen mich immer die Situationen, aus denen ich beim Buchwunsch heraushöre, daß die erzählte Geschichte Ersatz für Nichtselber-Gelebtes sein muß. In diesen Situationen hat die Beratung sehr subtil zu sein, damit sie weder ein Zuviel noch ein Zuwenig auslöst.

Das Geschenk

Ein passendes Buch als Geschenk zu finden ist nicht immer einfach. Oft stellt sich heraus, daß zwischen dem Schenkenden und dem zu Beschenkenden eine schwierige Beziehung besteht. Das Buchgeschenk soll sozu-

sagen neutral sein. Meistens ist es dann fast unmöglich, etwas zu finden, da in gespannten Beziehungen jeder Titel und jedes Umschlagbild zu unpassenden Assoziationen Anlaß gibt. Auch da kann es sein, daß ich die unerwartete Frage stelle: muß es denn ein Buch sein?

Paarprobleme

Oft erheiternd sind Zwiegespräche zwischen Paaren, aus denen ich mich tunlichst heraushalte. Sie zeigt ihm ein Buch, er antwortet: interessant, aber ich kaufe es nicht. Sie weist ihn darauf hin, daß er das nur sage, damit sie ihn dränge, das zu tun, was er eigentlich gerne möchte, nämlich das Buch zu kaufen. Er weist das von sich, sie insistiert und erläutert, daß er kein schlechtes Gewissen haben müsse, da Männer doch viel dümmere Sachen machten mit ihrem Geld. (Der Kunde blieb übrigens standhaft.)

Bücher als Hilfe zur Bewältigung von schwierigen Situationen

Wer in Buchhandlungen verkehrt, wird die vielen Laufmeter von sogenannten Lebenshilfe-Titeln nicht übersehen haben. Bei der Beratung darüber wird von der Buchhändlerin einiges an Wissen, Diskretion und Verantwortungsbewußtsein gefordert. Wissen Ärzte eigentlich, was da zwischen zwei Buchdeckeln alles so angeboten wird; sind Ärztinnen auf dem Laufenden darüber, was ihre Patientinnen an Ganz-, Halb- oder Nichtwissen mitbringen?

Der Wunsch nach einem Lexikon über sexuelle Perversionen war Auslöser für einen Hilferuf einer Frau, die offenbar mit ihrer Sexualität nicht zurecht kam. Da konnte ich höchstens hoffen, daß die Tatsache, daß ich diesen Buchwunsch nicht erfüllen konnte, die Kundin zur Suche nach einem anderen Ausweg aus ihrem Problem anregen würde.

Einer meiner Kunden hat schon seit Jahren über das Buch einen Weg zur Selbsthilfe gefunden. Er kommt jedes Jahr ziemlich lange vor Weihnachten und kauft sich ein Buch, das er sich von mir schön verpacken läßt. Er läßt es sich einpacken, weil er es sich selbst auf den Gabentisch legt und er kommt frühzeitig, um – wie er mir einmal erklärte – den Titel wieder vergessen zu können: ein eigenes Ritual, um mit der weihnachtlichen Einsamkeit umgehen zu können. Rituale können helfen. So auch den Kunden, deren Geldbeutel es nicht zuläßt, daß sie ihrer Bücherlust unbegrenzt fröhnen können. Diese lassen sich z.B. Bücher zur Seite legen und holen sie nach und nach ab oder kommen – wie Frau X – jeden Tag zur gleichen Stunde in die Buchhandlung, drehen eine Runde, schnuppern Bücherluft und verlassen den Laden so schnell als möglich wieder.

Selber schreiben

Schreibwerkstätten sind in den letzten Jahren in Mode gekommen und beleben eine Kultur wieder, die früher vor allem von den gesellschaftlich stummen Frauen als Möglichkeit des Ausdrucks genutzt wurde. Diese führten Tagebücher, denen sie sich mitteilen konnten. Das Problem der Buchhändlerin sind allerdings nicht die Tagebücher, sondern vielmehr die Produkte jener, die sich zum Schreiben und v.a. zum Publizieren berufen fühlen. Sie kommen zu mir, weil sie ein fachliches Urteil erwarten. Wenn immer möglich, helfe ich ihnen mit technischen Hinweisen darüber, was es alles braucht, bis ein Buch hergestellt ist und in einer Buchhandlung aufliegen kann und vermeide inhaltliche Diskussionen. Für den jeweiligen Autor kann es wichtig sein, etwas geschrieben zu haben, vielleicht ist auch er gesellschaftlich stumm. Soll ihn dann eine Therapeutin des Alltags mit literarischen Kriterien verletzen?

Bibliotherapie als Lebenshilfe, die Buchhandlung als kleine Oase im grauen Alltag: auch das erlebe ich oft. Viele Leute machen einen Umweg um zu sehen, ob ihre Buchhändlerin im Laden und ob ein Gespräch Möglich ist. Sie laden ihren Kummer ab, holen Rat für dieses und jenes.

Die Grenzen zwischen Kommerz und Mitmenschlichkeit sind häufig fließend. In kleinen Geschäften war das wohl immer schon so; viele von uns kennen wohl noch einen Dorfladen oder den berühmten Tante-Emma-Laden um die Ecke, wo neben Klatsch und Tratsch, neben Salz und Brot auch Trost und Rat über den Ladentisch gingen. Die richtigen Ladentische verschwinden zugunsten vollautomatisierter Regale. Beratung und Therapie sind professionalisiert und haben ihren Preis. Und das dazwischen, was man heute als Schnittstelle zu bezeichnen pflegt, das kostet zwar auch: nämlich Zeit, Zuwendung und Konzentration; das Problem ist nur, daß diese in der Buchpreiskalkulation nicht vorgesehen sind. Der Buchhändlerin bliebe nur, daraus eine Schule zu kreieren, eben die Bibliotherapie. Diese aber, so belehrt mich wiederum ein Lexikon, diese gibt es schon. Der Begriff ist schon besetzt und wohl auch gut vermarktet. So reihe ich mich eben weiter ein in die Reihe der Therapeutinnen des Alltags, die das soziale Netz stabilisieren und freue mich über die kleinen Glanzlichter, die jene setzen, die regelmäßig zu einem kleinen Flirt zu mir kommen, der ihnen und mir das Gemüt erheitert.

Das erste Haus

Beratung und Modedesign

Interview mit Irene Dill

Zusammenfassung

Irene Dill ist Modedesignerin. Sie entwirft, näht in der eigenen Werkstatt und verkauft Bekleidung für Frauen zu fast allen Anlässen. Untrennbarer Teil ihres Angebots ist die persönliche, individuelle Beratung der Kundinnen. Die Entstehung der maßgeschneiderten Kleidungsstücke für die einzelne Kundin bezeichnet Frau Dill als »bildhauerischen Prozeß«. Während dieses Prozesses entsteht ein besonders garteter, sehr persönlicher Kontakt über das »Mittel«, die Kleidung. Hier werden nicht nur Lebensereignisse vorweg genommen oder nachbereitet, sondern auch persönliches Erleben, insbesondere die eigene Körperlichkeit zur Sprache gebracht. Wenn der Prozeß gelingt, sorgt die »zweite Haut« oder auch das »erste Haus« dafür, daß sich die Kundin zugleich sicher fühlen und sehen lassen kann. Das Endprodukt erscheint als Selbstverständlichkeit. Der Weg dahin enthält verschiedenste Elemente psychotherapeutischer Beratung.

Zur Person

Sie bieten nicht nur besonders schöne Kleider aus ausgesuchten Stoffen, in individuellem Design und maßgeschneidert, es gelingt Ihnen auch, die Kundinnen auf individuelle Weise zu beraten. Haben Sie dafür eine Ausbildung gemacht?

Wenn es so klingt, als hätte ich schon immer gewußt, wie mit alledem umzugehen sei, ist das nicht richtig. Es ist mir von vornherein fast nichts klar gewesen. Nicht einmal das Nähen. Ich habe mit dem Jura-Studium angefangen. Damals war das Nähen Freizeitbeschäftigung. Im Laufe der Zeit habe ich festgestellt, daß Jura doch nicht das Richtige für mich ist. Nähen war fast etwas Therapeutisches für mich selbst. Ich habe damit meine intuitive, feminine Seite kennengelernt. Die Beratung, wie ich sie heute bieten kann, hat sich im Laufe der Jahre entwickelt.

Die Beratung ist also aus der Begegnung mit den Kundinnen, der Erfah-

rung beim individuellen Anpassen der Kleidung und durch nachdenken entstanden.

Ich mache immer wieder die Erfahrung, daß das etwas sehr persönliches ist; ich meine, daß das etwas mit der Person zu tun hat, in diesem Falle mit meiner Person. Da ist das Entwerfen und Nähen der Kleider und dann scheinbar der Verkauf. Beratung ist aber ein unerläßlicher Teil des Verkaufs. Nach dem Nähen kommt nicht Anprobieren, Einpacken und Bezahlen.

Beratung und Verkauf

Das bedeutet, daß Sie dafür auch spezielle Fertigkeiten brauchen – die Wahrnehmung des Gegenübers, sich auf die Kundin einzustellen, zu beraten. Hat das nicht schon einige Ähnlichkeiten mit einer therapeutischen Beratung?

Das ist natürlich nicht Therapie an sich. Es ist Beratung in einer Alltagssituation. Es geht um die Kleider. Aber die Kleider sind ein »Mittel«, über das in der Tat ein enger Kontakt zustande kommt. Wofür eine Frau viel Geld ausgibt, das ist ihr natürlich auch wichtig. Aber der Anteil der Beratung wird von den Kundinnen meist nicht gesehen. Die Kundin zahlt für das Kleid. Alles was zwischen ihrem Wunsch nach einem bestimmten Kleidungsstück liegt und der Tatsache, daß sie es in der Hand hält ist ein großer Freiraum, den ich ausfüllen darf.

Ist da nicht auch ein klassischer Frauenarbeitsanteil in Ihrer Arbeit? Ich meine damit eben diese Beratung, dieses persönliche Sich-einlassen auf die Kundin, das für die Kundin nicht faßbar ist und scheinbar nichts kostet?

Das hat für mich nichts mit Frauen- oder Männerarbeit zu tun. Vielmehr ist das ein wesentlicher Anteil auch anderer Dienstleistungen. Das erleben Sie beispielsweise auch beim Service im Restaurant. Da braucht es eine notwendig persönliche Note. Ob die Gäste sich wohl fühlen, hängt sehr viel mit der Person der Bedienung zusammen. Es ist mir ein Anliegen, gegen die Anonymität eine persönliche Geste zu setzen. Es ist eben gerade nicht nur das Technische. Man kann nicht von den Menschen abstrahieren wenn man etwas verkauft.

Ich denke mir schon, daß Ihre Kundinnen gerade auch Ihre Beratung schätzen.

Von einer Kundin, die ganz offensichtlich nicht aufs Geld sehen muß, habe ich neulich ein ausdrückliches Dankeschön für die Beratung bekommen. In der Regel ist die Beratung aber kein Thema. Leute zahlen für Kleider. Sie würden nicht beliebig viel dafür bezahlen.

Wenn Sie noch bekannter werden, können Sie auch einen höheren Preis dafür verlangen.

Armani ist dreimal so teuer, aber wenn dessen Kundinnen zu mir kämen, sähe meine Kundschaft anders aus. Ich würde dann die Sachen in die Läden geben und nur noch Design machen. Dann lohnt sich der jetzige Aufwand nicht mehr. Der Prozeß dazwischen, der Freiraum, in dem ich tätig bin, ist nicht sehr greifbar. Am Schluß fühlt sich die Kundin gut und schön und schlank. Dann war es richtig. Aber auch das sollte nicht um jeden Preis geschehen. Ich finde das gut so. Das Preis-Leistungsverhältnis muß stimmen.

Der bildhauerische Prozeß

Sie meinen, in der vorgefertigten Konfektion unterscheiden sich Armani oder Jil Sander nicht von herkömmlichen Bekleidungen. Auch dort wird allenfalls eine Hosen- oder Rocklänge oder ein Stück Naht geändert, sonst aber nichts.

Auch das sind Kleider, die schon am Ständer hängen. Bei ihnen fragt sich die Kundin, ob sie in den einen Anzug oder das andere Kleid hinein paßt. Was allenfalls nicht paßt, ist dann sie selbst, die Kundin. Bei mir ist es umgekehrt: Das Kleid wird passend gemacht. Die Veränderung ist schon vorgesehen, die Anprobe ist eingeplant. Der Zwischenprozeß gehört dazu. Man muß nicht selber versuchen, sich zurecht zu murgsen. Geändert wird das Kleid. Es gleicht einem bildhauerischen Prozeß, der sinnlich nachvollziehbar ist. Das ist der »kleine große Unterschied«. Nicht umsonst spreche ich bei Kleidern auch vom »ersten Haus«. Wenn die Stoffe taktil, visuell vorempfunden werden, die Kundin am Werden und dem Entwicklungsprozeß des Kleidungsstücks teilnimmt, wird das übliche »Eintragen« der Kleidung abgekürzt. Die Beratung schließt auch mit ein, wie einzelne Kleider getragen werden können. So können Kombinationen einmal etwas mehr Formelles, zum anderen etwas Legères haben. Die Varianten der Kombinationen spiegeln die Facetten der Kundin, die die Kleidung trägt. Solche kleinen Nuancenänderungen können dazu führen, sich sicher zu fühlen an den Orten, wo dies besonders wichtig ist, weil schwierige Dinge zu bewältigen sind. Jeweils unterschiedliche »Gesichter« der Person kommen zum Tragen oder werden versteckt. Die Kundin lernt, zu spielen, Schattierungen zu finden.

Für mich ist im Laufe der Jahre besonders interessant geworden, wie sich die Kundin verändern oder in unterschiedlicher Kleidung erleben kann: Es stecken verschiedenerlei Personen in ihr. Reizvoll daran ist auch, daß aus der Beratung ein Dialog werden kann, wenn die Kundin immer wieder

kommt. Manche Kundinnen zeigen mir auch neue Ideen, oder ich kann sie mit ihnen zusammen entwickeln. Dies geschieht jeweils am »Medium« Kleid.

Der direkte Weg zu intimen Angelegenheiten

Wenn über die Kleidung unterschiedliche Facetten der Person zum Tragen kommen, geht es also um die Individualität über das Körpererleben.

Natürlich gibt es zuerst einmal die körperliche Seite. Schon alleine beim Anziehen, Anproben, Abstecken etc. kommt man sich körperlich sehr nah. Es ist eine unmittelbare, aber einseitige Nähe, ganz ähnlich wie beim Arzt. Bevor die Kundin sagt, sie habe ein Problem, ist sie schon mittendrin. So kann es einerseits sein, daß körperlich Unproblematisches, z.B. eine schräge Schulter, zu einem großen technischen Problem wird. Eine schräge Schulter, ein kürzeres Bein, ist halt so, wie es ist. Aber wenn die Kundin nicht weiß, was sie anziehen soll, wird dies zum Problem der Kleidung. Auf diesem Wege kann es natürlich auch zum psychischen Problem werden. Dann sind wir längst auf nicht körperlicher Ebene. Es geht zwar um Bekleidung. Zugleich aber ist die Anprobe ein direkter Weg zu intimen psychischen Seiten. So erzählen mir Kundinnen immer wieder etwas, das sie mit ihrer Freundin nicht besprechen würden.

Ein anderes Erlebnis ist die Erfahrung, daß es Menschen gibt, die sich in jeder Kleidung unsicher fühlen, weil sie selbst unsicher sind. Die Kundin fühlt sich insgesamt zu dünn oder zu dick; sie hat den Eindruck, an der Hüfte zu viel, am Busen zu wenig oder umgekehrt zu haben, die Beine zu lang, zu breit; die Schultern... Die Oberarme... Manche Sätze kenne ich schon auswendig, bevor sie zu Ende gesprochen sind, weil ich sie von verschiedenen Kundinnen in bestimmten Situationen im Laufe der Jahre immer wieder gehört habe. Kundinnen erklären, der Bauch sei einfach nicht wegzukriegen, der sei gekommen mit den Kindern, dem Alter... Eine Kundin, die zu ihrem Bauch steht, hat z.B. einmal erklärt, als ein Kleidungsstück zu eng war: »Sie haben meinen Bauch vergessen«. Den hatte ich natürlich nicht vergessen, aber die Hose war mit der ersten Naht einfach zu eng geworden. Frau redet nicht über ihre verlorene Taille, sondern ob sie dies oder das tragen kann. Manchmal höre ich dabei auch ganze Ausschnitte aus der Lebensgeschichte.

Fast schon stereotyp ereignet sich beim gemeinsamen Eintreffen von zwei Frauen (Freundinnen; Schwestern; Mutter und Tochter) folgendes: Die eine mit der perfekten Figur probiert ein Kleid. Die »Freundin« mit »anderen Figurqualitäten« (also größere Größe) kann in diesem »Fall« nach meiner Erfahrung nicht von sich selbst abstrahieren. Sie sieht sich nicht als sich

selbst, sondern im Vergleich zur Freundin mit der vermeintlich erstrebenswerten Figur. Letzere probiert ein Kleid und fragt: »Wie steht mir das?« Die positivste Antwort wäre etwa: Ja, Du kannst so etwas tragen! (Ich nicht). Oder: Ja, Dir steht so was. Noch nie habe ich folgendes gehört: Steht Dir gut. Deine Figur wird ganz toll betont (höchstens eventuell bei Mutter und Tochter, wenn die Mutter akzeptiert, daß die Tochter »schöner«, schlanker ist). Oft kommt die »Rundere« in massive Konflikte mit ihrer eigenen Figur. Sie fragt auch nie im Dabeisein der »Schlankeren«: Was würde denn mir stehen, haben Sie eine Idee?

Manchmal ändert sich auch das Körpergefühl von Kundinnen, sie werden sicherer, kennen sich mit sich selbst und ihrem Körper aus, so kann es nach einiger Zeit sein, daß die Kundin sagt, sie hätte gern dies oder das »Sie haben ja meine Masse«. Wenn die Kundin mir glaubt, daß ich das eine oder andere für sie auf Maß anfertigen kann, heißt dies, sie glaubt selbst, daß sie das tragen kann, daß es für sie eine gute Hose gibt, beispielsweise auch ohne enge Taille. Natürlich gibt es auch Kundinnen, die einfach kommen, etwas anziehen oder sich nähern lassen, zahlen und gehen. Die sprechen dann nichts über sich, solche Kundinnen sind aber sehr selten. So kann eine Kundin fragen, »macht mich das nicht zu blaß«. Das heißt auch: Fülle ich die Farbe aus. Es geht dann in der Regel um eine Farbe die sie gerne hätte. Manchmal gibt es dabei eine Diskrepanz zwischen der Persönlichkeit der Kundin, ihrem Teint und der gewünschten Farbe. Besonders wiederkehrend ist dabei das Rot. Natürlich kann nicht jede Kundin jede Farbe tragen. Bei Rottönen ist dies besonders schwierig. Ich habe mich inzwischen darauf verlegt, Rottöne speziell für die Kundin auszusuchen. Ich habe festgestellt, daß es für jede Frau ein Rot gibt. So suche ich eine Möglichkeit, daß jede Frau ihr Rot tragen kann. Natürlich ist man nicht zu jeder Zeit jeden Tag in der Stimmung, aber ein rotes Kleid, ein rotes Outfit zu haben, ist etwas Spezielles. Das heißt, daß inzwischen ich der Kundin deutlich machen kann, daß es ein Rot für sie gibt, sie kann dies merken. Das sind ganz tolle Erlebnisse.

Lebensereignisse

Kommen Kundinnen auch direkter mit persönlichen, eher psychischen Problemen?

Eine ganz andere Art Anlaß ist so etwas wie eine Art »Krisenintervention«: So habe ich erlebt, daß eine Kundin kommt und sagt, »ich brauche eine völlig neue Garderobe. Ich habe mich so verändert. Ich habe nichts mehr, was ich tragen kann. Mein Kleiderschrank ist leer«. Mit ihr fang ich dann an zu probieren. Dies geht manchmal ganz langsam. Es geht in Schichten,

von der Haut nach außen oder auch von außen nach innen. So können wir beispielsweise bei einem Mantel anfangen, und dann uns zu den Kleidern vorzuarbeiten. Das bedeutet für die Kundin, daß sie sich nach und nach entblößen kann, etwas mehr wagen. Ist die Stimmung belastet, fangen wir meist bei neutralen Farbtönen an. Oder wenn es um eine ganze Garderobe geht, muß ein gemeinsamer Nenner gefunden werden, z.B. unproblematische Basistöne, mit denen vielerlei kombiniert werden kann. Irgendwann stellt sich dann der Punkt ein, wo sich die Kundin mit dem Wohl-Fühlen in den Kleidern auch wieder mit sich selbst wohl fühlt. Auch dies ist ein ganz wunderbares Erlebnis, nicht nur für die Kundin, sondern auch für mich. In solchen Situationen werden Beratungen sehr persönlich, sie sind sehr nahe an der Befindlichkeit. Auch dies geht in Schichten. Schließlich muß sich die Kundin auch geborgen fühlen. Mit dieser Entwicklung der Kleidung stellt sich heraus, daß sehr viel Neues Platz hat. Dies natürlich bezieht sich nicht nur auf die Kleidung. Wenn eine Frau sagt, »Mein Kleiderkasten ist leer«, ist sie parat für ganz viel Neues, was immer auch Schmerzhaftes da vorausgegangen ist. Da ändern sich nicht nur die Kleider. Natürlich gibt man bestimmte Kleider, die man auf Reisen, zu bestimmten Anlässen, mit dem Partner etc. erstanden hat nicht einfach her. Bei manchen Frauen gibt es solche Kleider noch. Sagt sie aber, mein Kleiderschrank ist vollständig leer, da muß schon sehr viel passiert sein. Loslösung von Kleidern bedeutet ja sehr viel mehr. Es ist durchaus nicht nur der Textilberg, von dem man sich verabschiedet.

Gibt es auch erfreuliche Ereignisse?

Ein besonders herausragendes Lebensereignis, um das sich anlässlich der Kleidung vieles rankt, ist die Hochzeit. Jede Hochzeit ist eine Geschichte. So habe ich beispielsweise erlebt, daß eine Frau kam und mir erklärt hat, sie wolle ein Kleid in einem ganz speziellen Rotton, den ich aber nicht zur Verfügung hatte. Ich kannte die Frau nicht. Ihre Schilderung schien mir aber zu ihr zu passen. Auch schien sie sehr genau zu wissen, was sie wollte. Ich mußte dafür einen Rotton selbst färben. Es bedurfte mehrerer Anläufe, diesen Rotton zu finden. Die Kundin war erst zufrieden, nachdem der Rotton ganz genau stimmte. Es stellte sich dann aber in der Tat heraus, daß genau dies zu ihr paßte, und auch das genähte Kleid mit dem Anlaß und ihrer Person zusammen stimmte.

Ganz anders war es mit einer mir bekannten Kundin, die viele meiner Kleider trägt und die ich auch als Person besser kannte. Als sie mir ankündigte, daß sie nun ein Hochzeitskleid für sich wolle, hatte ich bereits einen hellen Stoff herausgesucht und wußte genau, welches Modell zu ihr passen würde, dazu war sie schwanger, und das mußte natürlich für den besonderen Anlaß speziell berücksichtigt werden. Sie kam dann aber in mein

Atelier und erklärte, sie wolle nun ein spezielles rotes Kleid und wollte von meinem Angebot überhaupt nichts wissen. Innert kürzester Zeit hatten wir einen kleinen Disput – sie beharrte auf ihrer Vorstellung, ich konnte mir das gar nicht vorstellen und fragte sie, ob sie sich denn den Hochzeitstag zusammen mit dem von ihr ausgedachten Kleid vorstellen könnte. Je konkreter die Hochzeit in ihren Gesprächen und Gedanken wurde, desto mehr stellte sich heraus, daß sie noch gar nicht recht wußte, wie dies nun gehen solle. Sie beschloß, darüber noch mal zu schlafen und sich wieder zu melden. Als sie dann wieder kam, erklärte sie nicht, wie sie zu ihrem Entschluß gekommen war, sie kam auch nicht mit einer Silbe auf das von ihr zunächst vorgestellte rote Kleid zurück, sondern ging auf meinen ursprünglichen Vorschlag ein, als habe es nie etwas anderes gegeben. Meine Assoziation zu ihrer ersten Idee mit dem roten Kleid war, daß sie sich zwar ein schönes Kleid kaufen wollte, dabei aber nicht an die Hochzeit dachte und innerlich für die Hochzeit noch gar nicht parat war. Dies hatte sich nun offensichtlich geändert. Bei verschiedenen Kundinnen habe ich in ähnlicher Weise erlebt, wie anlässlich des Kleiderkaufs erst die Tatsache, daß nun die Hochzeit stattfinden würde, das Fest und dann natürlich die Ehe beginnen, die Auseinandersetzung intensivierte.

Natürlich kommen auch Hochzeitsgäste zu mir. Bei denen ist es meist unkompliziert. Sie nutzen die Gelegenheit, haben einen erfreulichen Anlaß, sich etwas schönes Anzuziehen zu kaufen.

Sich sehen lassen und sicher fühlen

Wenn Frauen Alltags- oder Berufskleidung kaufen, haben sie dafür auch einen besonderen Anlaß?

Berufskleidung ist etwas ganz anderes. Hier kommt es darauf an, auftreten zu können. Da meine Kundinnen Frauen sind, geht es um einen femininen Auftritt in der maskulinen Welt. In keinem Fall soll durch die Kleidung ein Eindruck von »Girl«, Verspieltheit oder einer »sexy« Frau entstehen. Dennoch soll ein bißchen von alledem in der Kleidung wiederzufinden sein. Elemente der maskulinen Welt sollen da sein, aber anders ausgeführt. Die Kleidung soll an ein Kostüm, einen Hosenanzug erinnern, aber nicht der altbekannten klassischen Form entsprechen. Je weniger geändert sein darf, desto schwieriger wird die Ausführung. Wenn die Auswahl schmal wird, kommt es auf die Details an, So können mit maskulinen Stoffen feminine Schnitte, z.B. mit einem Nadelstreifenstoff schräg geschnitten und asymmetrisch entworfen, hergestellt werden und umgekehrt, aus Spitzen kann ein strenges Gilet gemacht werden. So entstehen interes-

sante Brechungen, wenn die Mischung zwischen männlichen und weiblichen Anteilen stimmt.

Beratung als »Dessert«?

Auf der anderen Seite denke ich oft, daß solche Beratungen, so persönlich sie getönt sind, natürlich so etwas wie »das Dessert« sind. Wenn ich Frauen in Mode und Bekleidung berate, ist das der Abschluß einer Entwicklung. Dann hat die Kundin eine schwierige Phase schon hinter sich. Selbst in jenen Krisensituationen ist bereits etwas voraus gegangen, das ist in der Regel der schwierigste Teil. Ich meine schon, daß man hier nicht allgemein von Beratung sprechen kann, wenn es um Modedesign geht. Es ist doch eine sehr spezielle Form, eben eine sehr erfreuliche. Kleidung herzustellen ist ein kreativer Prozeß. Dieser spiegelt sich auch in der Beratung wieder. Was erzählt wird, ist natürlich ein spezieller Ausschnitt des Lebens. Freilich lerne ich im Laufe der Zeit meine Kundinnen und ihre biographischen Aspekte recht gut kennen. Aber auch dann sind es nicht direkt die Probleme, sondern die Kleidung, die Stoffe, die Figur, die zur Sprache kommen. In ihnen spiegeln sich Facetten des Körpergefühls, des Selbstbewußtseins, des Bezugs zur Welt.

Die Ziele sind klar gesteckt und vor allem erreichbar (in einer Skala von »genügend« bis »Volltreffer«). Das Ende ist die zufriedene Kundin, die sich schön fühlt. Dieses Resultat ist auch für mich der befriedigende Teil, denn das Geld allein mag oft die vollumfängliche Arbeit mit dem Kleid und der Kundin nicht aufwiegen. Das nackte Schneiderhandwerk oder schöner »Modedesign« ohne Adressat/die Kundin, die in meinen Kleidern wohnt/lebt wäre öde und sinnlos, halt eben anonym.

Zum Thema »Dessert« gehört wohl auch, daß das erreichbare Resultat aller Bemühungen/Beratungen/Schneiderarbeiten eine Kundin ist die sich schön fühlt, die mit ihren neuen Kleidern bzw. ihrem neuen Auftreten in die Welt hinaus geht und Komplimente einsteckt, welche ihr wiederum Auftrieb verleihen (und mir wohl neue Aufträge...). Man müßte eigentlich einen Schritt weiter gehen und feststellen, daß das Thema Schönheit/Ästhetik der eigentliche Grund sind, weshalb Kundinnen zu mir kommen. Sie fühlen sich durch eine bestimmte passende Formsprache berührt, angezogen, wollen sich mit diesen Formen umhüllen und sich selber darin schön fühlen. Und auch wenn es wohl wichtigere Dinge auf der Welt gibt als der »Schönheit« zu huldigen, so bin ich doch zutiefst überzeugt, daß Schönheit einen heilsamen, erfreulichen Gegenpol in eine kranke, düstere Welt stellt und in jedem Einzelnen, der mit ihr lebt, viel positive Energie freisetzt.

Die Prostituierte als Therapeutin für den Mann?

Interview mit Rita Dolder

Zusammenfassung

Im April 1997 erschien »Susanne D. Ein Leben als Prostituierte«, in dem Rita Dolder mit Unterstützung von Juliana Balmer erzählte, wie sie aufgewachsen war, zur Prostitution kam und über 30 Jahre als Prostituierte arbeitete. Seit einer ersten Fernsehsendung 1994 ist sie als Gesprächspartnerin und Ratgeberin zu Fragen über Sexualität, Treue, Liebe, aber auch Hintergründe der Prostitution, des Freiertums zunehmend gefragt. Im vorliegenden Interview hat sie zu therapeutischen Aspekten in der Prostitution Stellung genommen, zu strukturellen Ähnlichkeiten des prostitutiven mit dem psychoanalytischen Setting und zur Bedeutung der Prostitution für die Gesellschaft.

Die Person

Sie sind zu einer gefragten Gesprächspartnerin geworden. Wofür werden Sie um Rat gefragt?

Bei den meisten Leuten beginnt das mit Neugier. Da mache ich mir nichts vor. Titel der Talkshows und Sendungen, zu denen ich eingeladen war, lauteten beispielsweise »Treue«, aber natürlich auch »Callgirls packen aus«. Ist es nicht merkwürdig, daß ich für meine Arbeit als Prostituierte jahrelang verachtet wurde und nun gefragt bin? So ganz verstehe ich das nicht.

Sie verfügen über Erfahrungen, die die meisten Menschen nicht gemacht haben. Sie sind eine Spezialistin.

Nein, eine Spezialistin bin ich nicht. Ich weiß über Sex Bescheid und kann natürlich zu vielem, was damit zu tun hat, Stellung nehmen. So weiß ich wohl, daß 95 % der Männer einmal oder viele Male in ihrem Leben zu einer Prostituierten gehen. Dennoch – oder gerade deshalb – bin ich als Privatperson sehr für Treue. Als Mensch habe ich für Sexclubs oder Sexspiele kein Verständnis. Ich bin überzeugt, daß Untreue einer Partnerschaft schadet. Es ist entscheidend, daß die Partner die wichtigen Dinge in ihrem Leben gemeinsam erleben. Ich lege Wert darauf, wenn ich in der Öffentlichkeit auftrete, als eine aus der großen Gruppe der Prostituierten zu sprechen.

Oft, wenn ich zu Fragen von Sexualität, Liebe und Treue Stellung nehme, heißt es, ich sei eine Ausnahme. Dagegen verahre ich mich. Die Ausnahme besteht allenfalls darin, daß ich an die Öffentlichkeit gegangen bin.

Das ist sehr mutig und sicher nicht einfach.

Natürlich habe ich auch schon schlaflose Nächte gehabt. Aber ich provoziere gern. Ich suche die Herausforderung. Es ist mir ein Anliegen, daß die Leute über Prostitution reden. Denn geben tut es sie seit Menschengedenken und in jeder Gesellschaft.

Und wie waren die Reaktionen?

Besonders stolz darauf bin ich, daß die Frauen mich angenommen haben. Männer können zu einer Prostituierten gehen, und sich ein Bild machen, was dort geschieht. Frauen können nicht nachsehen gehen. Sehr viele Briefe kommen gerade von Frauen. Auch alte Frauen begegnen mir freundlich. Und natürlich kommen Einladungen vom Fernsehen. Das hat mit Erscheinen des Buches richtig eingeschlagen. Ich möchte weitermachen in der Hoffnung, daß es den Frauen, die sich prostituierten, heute besser geht. Ich möchte ihnen Mut machen.

Haben Sie auch Drohungen bekommen?

Es kommt ja niemand direkt an mich heran. Anrufe und Korrespondenz laufen über den Verlag. Die Männer gehen mir aus dem Weg.

Vielleicht ist es auch nötig, den richtigen Zeitpunkt für die Öffentlichkeit zu finden.

Ich glaube, mit dem Buch war das jetzt genau der richtige Zeitpunkt. Erstmals bin ich vor 20 Jahren nach einem Buch gefragt worden. Doch damals habe ich die Hände verworfen. Vor 10 Jahren wäre das Buch vermutlich verboten worden. Auch jetzt haben wir darauf gewartet, daß das Buch verboten werden könnte. Vielleicht haben die Leute das auch gedacht, denn die erste Auflage war nach zwei Tagen ausverkauft.

Und wie gehen die Medien, die Journalistinnen und Journalisten mit Ihnen um?

Bis jetzt bin ich durchweg sehr gut behandelt worden.

Einerseits stelle ich es mir schwer vor, nun in die Öffentlichkeit zu gehen, andererseits vermute ich ein großes Bedürfnis, all die Erfahrungen, von denen Sie in Ihrem Buch berichten. Nicht zu erzählen – nicht die Möglichkeit eines Austausches zu haben, scheint mir kaum erträglich.

Früher war das ganz normal. Darüber habe ich nicht nachgedacht.

Gibt es den Austausch unter den Prostituierten?

Früher ja. Heute ist das nicht mehr möglich. Heute arbeitet jede für sich allein. Es gibt keinen Zusammenhalt mehr. Seit etwa zehn Jahren hat die Konkurrenz extrem zugenommen. Das ist für eine Randgruppe sehr gefährlich. Sie kann sich nur über Wasser halten, wenn sie zusammenhält.

Außer der Tatsache, daß Sie sich prostituiert haben, stelle ich mir das Schweigen als ungeheure Belastung vor.

Ich habe das Ganze, glaube ich, recht gut überstanden. Ich weiß, daß das nicht selbstverständlich ist. Viele Frauen nehmen früher oder später Zuflucht zu Alkohol oder Medikamenten. Ich habe mir das überlegt, aber nie etwas regelmäßig eingenommen, dann geht ja gar nichts mehr.

Der Beruf

Es ist also doch eine Extrembelastung.

Ich habe meinen Ehrgeiz da reingelegt, möglichst viel Geld, richtig viel Geld zu verdienen. Damit habe ich mir all die Sachen kaufen können, von denen ich träumte. Dazu gehörten in aller erster Linie die Ferien. Zwei Monate im Jahr konnte ich in ein First-Class-Hotel reisen, wo es mir gut ging und niemand auf die Idee mit meinem Beruf gekommen wäre. Das war für mich aufatmen.

Sehen Sie Prostitution denn als Beruf an?

Prostitution ist ein Beruf, aber nicht als solcher anerkannt. Hier gibt es etliche Widersprüche: So sollen Prostituierte kräftig Steuern zahlen, seit der Erhebung der Mehrwertsteuer in der Schweiz auch diese. Trotzdem gibt es dafür keine Anerkennung als Beruf noch eine offizielle Berufsbezeichnung. Unter anderem habe ich deshalb einen Brief an das Bundesamt geschrieben und sie aufgefordert, dafür eine offizielle Berufsbezeichnung einzuführen. Da kam aber keine Antwort.

Es gibt ja viele Frauentätigkeiten, die zwar sehr wichtig sind, aber so etwas wie ein »Nicht-Beruf« sind, eine nicht enden wollende Lebensaufgabe, z.B. Hausfrauentätigkeit. Dem gegenüber gibt es klassische Frauenberufe, die von diesen Anforderungen auch gezeichnet sind, daß Frauen sie mit Aufopferung und ohne Grenzen ausüben sollten, so z.B. Krankenschwestern, Hebammen oder Kindergärtnerinnen.

Im Grunde haben die Anforderungen an Prostituierte keine Grenzen. Natürlich kann ich nur aus meiner persönlichen Erfahrung sprechen. Hieraus möchte ich sagen, daß es zu etwa 80 % um Sex geht. Ansonsten geht es

um viele andere Dinge. So sind es beispielsweise gerade die Machtmenschen (Machtmänner) die beim Sex ganz klein sein wollen. Ich sage, wo viele Männer sind, sind auch viele Freier.

Wie erklären Sie sich das?

Das ist eine Sucht. Den Männern, die zu Prostituierten gehen, wird nicht nur der Sex einfach gemacht, sondern alles mögliche wird mitgeliefert. Eine gute Prostituierte weiß, was der Freier gerne möchte. Kommt er wieder – und das tun die allermeisten Männer – bietet sie ihm das, was er sich wünscht und läßt sich dazu noch neues einfallen. Sie macht ihn auf diese Weise von sich abhängig. Das macht sie unbewußt. Sie will ja ihre Stammkunden behalten. Deshalb ist auch Aufhören mit der Prostitution keine Altersfrage, wie sich das die meisten Leute vorstellen. Die Männer sind so abhängig, daß sie sogar noch zur Prostituierten kämen, wenn sie 100 Jahre alt wäre. Eine Prostituierte kann beim Mann über Sex alles erreichen. Auch finanziell hat das viele Ähnlichkeiten mit einer Sucht. Das kann z.B. zum Problem werden, wenn die Männer immer mehr Geld zur Prostituierten tragen.

Gibt es dafür denn einen Ersatz?

Nein. Der Mann kommt sich ja den Sex einfach holen, er muß dafür gar nichts tun. Ein Ersatz wäre allenfalls eine Vergewaltigung.

Wenn die Männer so von der Prostituierten abhängig werden, ist das nicht doch ein gefährlicher Beruf?

Denken Sie daran, eine Prostituierte kann beim Mann über Sex alles erreichen. Ich habe ja einiges gesagt in meinem Buch. Aber jeder war froh, daß ich nicht mehr gesagt habe. Natürlich ist das für mich jetzt auch eine Befriedigung.

Heißt das, daß Sie als Prostituierte auch Spaß an Ihrem Beruf hatten?

Es gibt so etwas wie eine indirekte Befriedigung: Die Tatsache, daß ich die Männer von mir abhängig machen kann. Daß ich in dem Moment, wo sie zu mir kommen, alles mit ihnen tun kann, sie alles heißen. Sie mögen noch so sehr in der Öffentlichkeit über Prostituierte herziehen; schon wenige Stunden später können sie angewinselt kommen und um perverse Praktiken zur Befriedigung ihrer Sexualität bitten.

Wenn Prostitution ein Beruf ist, gehört dazu nicht auch eine Ausbildung?

Das kann ich mir nicht vorstellen. Menschen sind doch so verschieden, Sex ist individuell so verschieden. Wie soll das gehen. Ich meine, für Null-acht-fünzehn-Sex braucht es keine Ausbildung; als Begleiterin braucht es auch

keine Ausbildung. Für die Tätigkeit als Domina wohl. In Deutschland gibt es dafür beispielsweise eine Ausbildung. Da müssen sie ja wissen, wann sie aufhören müssen. Wenn sie mit Nadeln, mit vielerlei Geräten arbeiten, mit denen sie die Männer auch verletzen, so daß Blut fließt, dann müssen sie wissen, wie sie Infektionen verhindern können, und natürlich auch, wann es gefährlich wird. Ich möchte das damit vergleichen, daß sie auch für ein Restaurant mit 30 Plätzen kein Wirtepatent brauchen.

Wenn Sie die Situation beispielsweise einer Domina schildern, ist dies nicht doch etwas sehr Persönliches?

Das ist ein knallharter Job. Sie dürfen nicht so viel von sich geben, aber auch nicht zu abgebrüht sein. Denn wenn Sie gar nicht mehr präsent sind, spürt das der Freier. Dann kommt er bestimmt nicht wieder, und kommt auch nicht zu seiner Befriedigung. Es kommt dabei darauf an, nicht das Opfer des Mannes zu werden. Am besten ist es, wenn der Mann Ihr Opfer wird.

Die Kunden

Und was sind das für Männer, die zu Prostituierten gehen?

Alle, oder fast alle. Ich möchte sagen 95 % der Männer. Der größte Teil davon sind sogenannte Stammkunden. Ich habe so oft gehört, daß einer gesagt hat, ich werde bald heiraten, deswegen bin ich heute zum letzten Mal da. Vierzehn Tage später stand der wieder vor der Tür. Und ein großer Teil von denen hat sexuelle Probleme.

Was meinen Sie mit sexuellen Problemen?

50 % der Dauerfreier sind wohl sexkrank. Das heißt, sie haben keine Kontrolle mehr über sich.

Meinen Sie, die Freier sind auch sonst krank?

Und ob die auch anderswo krank sind. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Männern, die so sexuell gestört sind, sonst nichts fehlt. So ist es wohl für Männer normal, daß sie bei der Prostituierten ihre sexuellen Phantasien ausleben können, die sie sich ihren Partnerinnen oder Ehefrauen gegenüber nicht zu äußern wagen. Aber wenn einer beispielsweise erzählt, wie er eine Gruppe von Mädchen hat aufmarschieren sehen und davon – ganz unruhig werdend – redet, wie die ihn aufgegeilt hätten, so daß er die Mädchen hätte mißbrauchen können. Wenn er straffrei ausgegangen wäre, hätte er es auch getan. Da denke ich, der war nahe dran, es in der Tat zu tun. Es ist nur die Tatsache, daß er dafür bestraft würde, die ihn davon abhält.

Denken Sie, daß es Prostitution auch für Frauen geben sollte, also z.B. mehr Callboys?

Eine Frau zahlt nicht für Sex. Vielleicht möchte sie eine Begleitung ins Theater, oder zu einer Veranstaltung. Die kann sie bekommen. Für Sex zahlt sie nicht. Frauen sind intelligenter.

Wie soll ich das verstehen?

Männer tun nicht dasselbe wie Frauen, wenn sie Sex für Geld bieten. Sie lesen den Frauen nicht jeden Wunsch von den Lippen ab. Sie tun fast gar nichts. Das ist nicht sehr befriedigend.

Über die Kunden – die Freier – gäbe es viel zu berichten, natürlich viele haarsträubende Beispiele, aber Sie wollten ja vor allem etwas über Therapie wissen.

Prostitution als Therapie?

Wo sehen Sie denn die Grenze zwischen Prostitution als Befriedigung sexueller Bedürfnisse und Therapie?

Therapie ist nur möglich, wenn jemand selber sie möchte. Das heißt, er muß schon wissen, daß er seine sexuellen Bedürfnisse nirgendwo sonst mehr ausleben kann. Die Prostituierte als Therapeutin versucht dann, ihm die Lust wiederzugeben. Das kann ihm keine Therapeutin geben. Keine Sozialarbeiterin, keine Psychologin oder Psychiater würde – auch wenn sie selbstredend nicht mit einem Patienten schläft – zulassen, daß er vor ihr onaniert. Und Sie müssen ja testen, ob es mit dem Sex dann funktioniert. Ich habe verschiedene Therapieversuche gemacht. Manche der Termine mit den Freiern würde ich auch als Therapie bezeichnen. Bekehren können habe ich freilich niemanden. Und natürlich kann ich keinen Mann auffordern, regelmäßig wiederzukommen.

Beispielsweise kam einmal ein Mann, der, um überhaupt erregt zu werden, ins Gesicht geschlagen werden wollte, und zwar kräftig. Er hatte eine Freundin gefunden, und es war ihm bewußt geworden, daß solche Bedürfnisse die Sexualität zwischen ihnen und natürlich auch das Verhältnis auf Dauer stören würde. So bat er mich um Hilfe. Ich habe mir das vorgestellt wie ein Abtrainieren beispielsweise bei einer Sucht. Ich habe ihm das Geschlagenwerden abgewöhnt. Jedesmal, wenn er kam, wurde es weniger. Eines Tages kam er dann nicht mehr und ein Jahr später stand er wieder da: Er hatte sich zu einer Prostituierten an einem anderen Ort begeben. Die hatte ihn wiederum geschlagen. Da fing das Ganze von vorne an.

Es gibt durchaus viele Männer, die um ihr abstruses Sexuelleben wissen, davon wegkommen möchten, aber nicht wissen wie. Mit solchen Männern

hat man keinen Verkehr. Es gibt da also durchaus Ähnlichkeiten mit einer psychotherapeutischen Situation.

Haben Sie etwas von den Sexualtherapien in den 60er Jahren mit Surrogat-Partnerinnen gehört?

Nein, was ist das?

In den 60er Jahren, die ja viel liberaler waren, wurden in Sexualtherapien dritte Personen eingeführt, das waren in der Regel Frauen. Die haben zu therapeutischen Zwecken auch Geschlechtsverkehr mit den Patienten gehabt. Das finde ich sehr interessant. Ich kann mir gut vorstellen, daß man so etwas erreichen kann.

Könnten Sie sich eine Zusammenarbeit von Prostituierten und Psychotherapeuten vorstellen?

Ja, sehr gut. Die Bedingung wäre natürlich, daß beide in ihrer Tätigkeit gleich geschätzt sind, und die Prostituierte nicht so verachtet würde, wie dies gegenwärtig der Fall ist.

Nun sind solche Überlegungen heute ja sehr verpönt. Es kommt schnell der Vorwurf, daß bei solchen Gedanken jemand unter dem Deckmantel der Therapie die eigene Befriedigung sucht.

Therapie heißt, dem anderen zu helfen. Ich meine die Überlegung, was der Helfende davon hat, muß gesondert betrachtet werden. Sie steht auf einem anderen Blatt.

Nun wirft man ja Psychotherapeuten vor, daß sie in Psychotherapien, und sei es auch auf sexuelle Weise, Befriedigung suchen. »Sexualität auf der Couch« ist in den letzten Jahren heftig durch die Presse gegangen.

Ich weiß nicht, ob ein solches Konzept, wie Sie es geschildert haben, heute funktionieren würde. Auf der anderen Seite denke ich, daß Sexualtherapien in der Tat besser werden müssen und bitter nötig sind. Nicht nur das Geschäft mit dem Sex, auch die Wünsche der Freier werden immer härter. Die Wünsche nach Kindern, nicht nur nach Pornos über Sex mit Kindern, werden immer härter.

Meinen Sie?

Ja. Je mehr Pädophile, die bekannt sind, sich öffentlich dazu bekennen, desto eher wird Pädophilie salonfähig. Ich meine es braucht strengere rechtliche Maßnahmen und auch bessere Therapien.

In der forensischen Psychiatrie wird davon gesprochen, daß Prostituierte dafür sorgen, daß nicht noch mehr sexuelle Straftaten verübt werden. Davon bin ich vollkommen überzeugt.

Sie haben vorher das Beispiel von dem Pädophilen erzählt, den nur die Strafe davon abhielt, sich an den Mädchen zu vergreifen. Wenn Sie als Prostituierte ihm helfen, seine Phantasien auszuleben, besteht dann nicht doch die Gefahr, daß er sich eher traut, auch Mädchen anzufassen?

Moment, das müssen Sie ganz deutlich unterscheiden: Hier geht es darum, daß die Prostituierte ein Mädchen spielt, daß sie sich ein wenig ziert. Das ist nicht dieselbe Situation, die entstehen würde, wenn der Pädophile auf der Straße tatsächlich sich an einem Kind vergreifen würde: Die Prostituierte spielt ihm keine Angst vor, kein Erschrecken. Eine andere Szene war die, die ich in meinem Buch beschrieben habe: Dort ging es um die Phantasie des Freiers, kleine Jungen zu »metzgen«. Wir haben begonnen, Puppen zu zersägen, und der Freier phantasierte, diese tiefzugefrieren. Ich habe das realisiert, sofort damit aufgehört und ihn fortgeschickt, er solle nie wieder kommen.

Ich möchte gerne noch mal auf die Abgrenzung zwischen der Suche nach eigener sexueller Befriedigung und der therapeutischen Arbeit zurückkommen. Die Diskussion um die Verführung auf der Couch geht ja darum, daß den Therapeuten vorgeworfen wird, ganz egoistisch nach privater Befriedigung zu suchen, während einzelne Beschuldigte erklärten, dies habe sich so ergeben, oder die Patientin habe dies auch gewollt.

Also da gibt es doch nichts zu diskutieren: Wenn der Therapeut nicht wollte, würde er es nicht tun. Schon gar die Ausrede, das diene therapeutischen Zwecken, bringt mich in Rage. Würde der Therapeut der Patientin zuliebe mit ihr schlafen, hieße das, daß er sich prostituierte. Es besteht für mich überhaupt kein Zweifel, daß es der Patientin schadet, wenn der Therapeut mit ihr schläft. Das ist eine hundertprozentige Grenzüberschreitung.

Und wo sehen Sie da die Grenze zwischen dem Angebot der Surrogat-Partnerin?

Das ist doch ganz einfach. Dabei geht es um zwei verschiedene Personen. Der Therapeut selbst oder die Therapeutin darf niemals mit dem Patienten schlafen. Ganz abgesehen davon bekommt der Therapeut – wie die Prostituierte – in dem Moment Probleme mit sich selbst. Ist erst einmal die Hemmschwelle gefallen, kommt der nächste und der nächste und der nächste. Job muß Job bleiben und der persönliche Kontakt davon getrennt.

Der Vergleich zwischen Psychotherapie, klassischerweise Psychoanalyse und

Prostitution ist schon mehrfach gezogen worden. Dort ging es jedoch meistens darum, die Psychoanalyse zu verteufeln, da Prostitution verachtet wird. Das macht es schwer, unter soziologischem Blickwinkel die Ähnlichkeiten zu betrachten.

Alle wären überrascht, wie viele Gemeinsamkeiten es da gibt. Ein Psychiater der als Freier zu mir kam, hat mir einmal gesagt, »ich glaube nicht, daß ich Dir noch was beibringen kann«. Ich finde, man müßte einen Test machen. Der sähe so aus, daß für Sexualtherapien das Angebot von Prostituierten und Sexualtherapeuten verglichen würde. Im Nachhinein müßte man fragen, welche Therapie angenehmer war und schneller zum Erfolg führte. Ich bin überzeugt, Prostituierte könnten da mit Sexualtherapeuten durchaus konkurrieren.

Besonders auffällig erscheinen mir die Ähnlichkeiten in der Anleitung zur Distanz. Ich habe in Ihrem Buch gelesen, wie sehr Sie Persönliches und Privates getrennt haben. Es gilt die Regel, daß man seinen privaten Namen nicht nennt, den Salon vom Wohnort strikt trennt, am besten noch die Straßenseite wechselt, wenn man einem Freier unterwegs begegnet. Dies hat verblüffend viel gemeinsam mit der klassischen Regel der therapeutischen Abstinenz in der Psychoanalyse.

Damit steht und fällt das Geschäft. Die Privatperson Rita und die Prostituierte Susanne haben nichts miteinander gemein. Keine Gegenstände die in der Privatwohnung ausrangiert werden, wurden in den Salon mitgenommen. Ich habe nicht einmal die Wäsche von einem Ort zum Andern getragen und durchaus die Straßenseite gewechselt.

Prostitution beinhaltet in erster Linie den körperlichen, intimen sexuellen Kontakt; Psychoanalyse beinhaltet einen sehr intensiven, intimen Austausch im Gespräch; in beiden Fällen aber kommt man sich sehr nah. Kann denn da Distanzierung überhaupt funktionieren?

Das kann sie. Sie muß sogar. Man muß sehr hart sein mit sich selbst.

Und wie viel gibt man von sich her?

Gar nichts. Ich bin eine gute Schauspielerin gewesen. Das war hart, aber es ging. Nein, das kann man nicht lernen, das kann man nur sich selber beibringen. Ich hatte das Glück, von einer erfahrenen Prostituierten Rat zu bekommen. Ich hätte mir beispielsweise auch nicht vorstellen können, einen Masochisten als Mann zu haben. Nicht einmal Strapse habe ich privat angezogen, weil dies zum Beruf gehörte.

Und haben Sie nie die Versuchung gespürt, sich in einen Freier zu verlieben?

Einmal habe ich mich verliebt. Ich denke im Nachhinein, eher in die Machtposition des Freiers, als in seine Person. Für kurze Zeit habe ich gedacht, daß man in so hohen Etagen nicht mehr so schamlos ausgenutzt wird. Aber es war natürlich dasselbe. Einmal und nie wieder ist mir das passiert.

Was halten Sie von den Angeboten der Prostitution für Behinderte, wie dies beispielsweise in Holland praktiziert wird?

Die machen damit so viel Werbung. Für mich ist das nichts Neues. Das hat es immer gegeben. Die Behinderten kamen in Begleitung, sie wurden von Bekannten oder Betreuern in den Salon geführt. Einmal habe ich auch erlebt, daß ein Psychologe einen psychisch Kranken gebracht hat.

Die Gesellschaft

Wie Sie gesagt haben, hat es in jeder Gesellschaft Prostitution gegeben. In irgend einer Form muß sich die Gesellschaft also zur Prostitution verhalten. Und wahrscheinlich gibt es einen Zusammenhang zwischen der Liberalität oder dem Konservatismus, der religiösen Haltung und der aktuellen Lebensphilosophie und politischen Situation einer Gesellschaft und der jeweiligen Situation der Prostituierten.

Weil es Prostitution immer und überall gegeben hat, muß sie anerkannt werden. Es ist nicht richtig, mit den »Schwarzen Schafen« zu argumentieren und zu sagen, man müsse Prostitution verbieten oder zumindest verhindern. Ich denke, gerade die verschiedensten therapeutischen Funktionen, die Prostituierte wahrnehmen, zeichnen ein durchaus positiveres Bild davon. Ich habe selbst erlebt, wie zu unterschiedlichen Zeiten der Umgang mit Prostituierten anders war. In den 60er Jahren hat es uns wohl gegeben, aber das war kein Problem. So war es z.B. auch bei der Wohnungssuche kein Problem, den Beruf anzugeben. Man mußte dann nur erklären, daß man dort keinen Salon eröffnete. Die letzten 20 Jahre war das unmöglich. Jetzt, da der Immobilienmarkt zusammengebrochen ist, geht es ums harte Geschäft. Da kann man allenfalls einen Salon einrichten, aber unter welchen Bedingungen und dann Unmengen Geld dafür bezahlen.

Was müßte passieren, damit Prostitution ein anerkannter Beruf wird?

Erst einmal muß natürlich eine Berufsbezeichnung her. Bei der Mehrwertsteuerabrechnung wurde erklärt, daß wir ein »Dienstleistungsbetrieb« seien. Aber was für einer. Ich denke mir, alle Prostituierten müßten sich zusammenschließen und ein Jahr lang keine Steuern mehr bezahlen, dann ginge etwas.

Also läuft es übers Geld.

Ja natürlich. Aber es gibt auch andere Mittel. Sie wissen ja, vor einem Jahr haben sich in Bern die Parlamentarier beschwert, daß die Prostituierten vor dem Bundeshaus stünden. Da habe ich mit einigen anderen eine Aktion gestartet. Wir haben die Presse informiert und sind in einer großen Gruppe von Prostituierten vor das Bundeshaus gezogen. Vor laufender Kamera habe ich in Form einer großen Karte den Parlamentariern einen offenen Brief überreicht mit der Frage »Müssen Parlamentarier vor den Prostituierten geschützt werden?«. Jetzt ist im Frühjahr das Buch erschienen. Plötzlich ist davon keine Rede mehr; von einem Hag oder einer Mauer schon gar nicht. Öffentlichkeitsarbeit ist wichtig, vielleicht auch Bloßstellung. Klar sein muß jedenfalls, daß nicht die Prostituierten, nicht die Frauen in die Ecke gedrängt werden dürfen, sondern die Männer mit ihren Forderungen und Wünschen.

Ich möchte meine jetzige Publizität ganz klar dazu nützen, daß Prostitution als Beruf anerkannt wird, daß die Doppelmoral aufhört und Prostituierte nicht weiter als Randgruppe aus der Gesellschaft ausgegrenzt werden.

Würden Sie den Beruf denn auch empfehlen?

Um Himmels willen. Es ist ein »Scheiß Job«. Wenn sich eine Frau noch prostituiert und in der Öffentlichkeit auftritt, muß sie natürlich sagen, daß das »toll« sei. Sonst wird sie unglaublich, schreckt ihre Freier ab und kann ihre Arbeit auch selbst nicht mehr ertragen. Aber wenn sie draußen ist, wird sie das nicht mehr tun. Eine Prostituierte, die damit aufgehört hat und weiter sagt, daß das ein großartiger Beruf sei, muß man zum Psychiater schicken. Ich würde keine Frau ermutigen, sich zu prostituierten. Ja, ich versuche, Frauen davon abzuhalten. Aber das ist gar nicht so einfach.

Literatur

J. Balmer; R. Dolder: Susanne D. Ein Leben als Prostituierte. Zytglogge Bern 1997

Betreuung von Langzeitarbeitslosen in Österreich

Doris Cech

Sie sind Sozialarbeiterinnen¹, Pädagoginnen, Sozialtherapeutinnen, Wirtschaftswissenschaftlerinnen oder talentierte und vor allem sehr engagierte Laien ohne spezielle Fachkenntnisse, manchmal auch ehemals selbst Betroffene ... sie arbeiten in einem Beruf, den es in dieser Form noch nicht so lange gibt: in der professionellen Betreuung und Beratung von Langzeitarbeitslosen. Ihre Arbeitgeber heißen ibis acam, Waff, Bfi, Mentor oder verbergen sich hinter anderen geheimnisvollen Kürzeln, deren genauen Wortlaut zwar kaum jemand kennt, deren Bedeutung aber immer mehr Personen ein Begriff ist.

Hinter (Langzeit-)Arbeitslosigkeit verbirgt sich eine große Vielfalt menschlicher Tragödien und psychosozialer Gegebenheiten, ein komplexes System von wirtschaftlichen Vernetzungen, persönlichen Individualisationsproblemen, Umweltfaktoren und arbeitspolitischen Entwicklungen auf globaler Ebene. Die völlige Umstrukturierung unserer Arbeitswelt hat erst begonnen, und zahlreiche Tagungen und Kampagnen zum Thema sind Ausdruck der oftmals auch in sehr gut informierten Kreisen lähmenden Rat- und Perspektivlosigkeit. Wieviel mehr trifft es diejenigen, die gedanklich noch dem Modell anhängen, daß der einmal erlernte Beruf auch jener ist, mit dem frau – ohne viel dazuzulernen – nach 40 Jahren in Pension geht.

Das Gespenst vergangener Epochen, in denen Arbeitslosigkeit zur politischen Radikalisierung auch im sonst so gemäßigten Europa geführt hatte, die Tatsache, daß die 2/3 Gesellschaft (Untersuchungen prognostizieren für die nahe Zukunft daß nur 1/3 der Gesellschaft regelmäßig arbeiten wird, die restliche Bevölkerung wird fallweise oder nie berufstätig sein) ein enormes Maß an Destabilisierung für jedes soziale und politische Gefüge darstellt, ist sensiblen Politikern und Entscheidungsträgern eine enorme Verantwortung, für Populisten aber ein gefundenes Fressen leichter Agitation. Mit Angst hat sich schon immer gut (schlechte) Politik machen lassen, und unseriöse Panikmache kombiniert mit gefährlichen, menschenverachtenden Phantasien blühen in solchen Krisenzeiten besonders. Die Äußerungen des »Führers« einer einschlägigen Partei in Österreich über die »ordentliche Arbeitspolitik« im 3. Reich sind hierfür nur ein plakatives Beispiel. Die Gefahr liegt aber weniger dort, wo in Bierzelt-Manier gegrölt wird, als dort, wo statt visionären Konzepten nur noch halbherzige Re-Aktionen exekutiert werden, wo der Mut zu wirklich Neuem fehlt aus Bequemlichkeit, die alten Trampelpfade zu verlassen, die (zumindest einige) doch noch immer recht gut ernähren.

Mit der, von diesen Umwälzungen am schlimmsten betroffenen Personengruppe, nämlich jener, die seit Monaten oder Jahren arbeitslos ist und oft auch aufgrund ihres Persönlichkeitsprofils, ihrer Fähigkeiten und Erfahrungen wenig Chancen hat, sich den neuen Anforderungen anzupassen, haben nun die Betreuerinnen dieser Schulungsinstitute zu tun. Die Menschen haben ihren Arbeitsplatz verloren, weil Firmen in Konkurs oder Ausgleich gingen, weil sie entlassen wurden, um jüngeren, billigeren Arbeitskräften Platz zu machen, um hohe finanzielle Abfertigungen zu vermeiden (die vor allem Kleinbetriebe auch vor ein großes Problem stellen können), weil die Produktionslage sich verringerte oder weil sie sich aus persönlichen Gründen, ihrer bisherigen Tätigkeit nicht mehr gewachsen sahen. Der Wind in der Arbeitswelt ist rau geworden, »Mobbing« ist ein Schlagwort, das mittlerweile nicht nur Büros – und nicht mehr »nur« (wie so oft allerdings hat es so begonnen) Frauen betrifft, auch in Schulen und Universitäten wird gemobbt. Solidarität ist out – biblisches »Auge um Auge – Zahn um Zahn« ist angesagt. Aggressiv projizieren wir unsere Ängste in die äußeren »Feinde«: Ausländerinnen (sowieso), Kolleginnen, Mitbewerberinnen und neuerdings auch sehr gerne und von einer bestimmten politischen Un-Kultur gefördert: »sozialschmarotzende Arbeitslose«.

Die solcherart zum Sündenbock Gestempelten agieren ihre Verzweiflung meist nicht so spektakulär mit Mord und Selbstmord aus – wie unlängst in Österreich passiert – sondern leiden isoliert vor sich hin, geben die Schuld am »Versagen« sich selbst (oder anderen, noch schwächeren »Sündenböcken« – s.o.), sehen nicht, daß sie nur ein winziger Teil in der Maschinerie »Weltwirtschaft« sind, die unser aller Leben wesentlich mitbeeinflusst und deren Dominanz zu entkommen, Nischen zu finden und sich Freiräume zu schaffen, es viel Kreativität und auch Wissensbedarf, das sich der einzelne zwar aneignen kann, dessen Erwerb aber (fast) immer professioneller Hilfe bedarf und sich langsam entwickeln muß.

Diese Hilfe können die Betreuerinnen der Langzeitarbeitslosen in den erwähnten Instituten geben: In Gruppenarbeit wird das stark angeschlagene Selbstbewußtsein der Teilnehmerinnen wieder aufgebaut, durch Rollenspiele wird die Selbsteinschätzung auf eine realistische Basis gestellt. Oft fehlt schon seit langem sozialer Kontakt, die Menschen haben sich aus Scham zurückgezogen, aber auch Freunde gehen oft nach jahrelanger Arbeitslosigkeit verloren. In unserer aggressiven Leistungsgesellschaft der unverbindlich – freundlichen Oberflächlichkeit, hat man abends keine Lust, sich die Trauer und den Frust eines vergeudeten Lebens anzuschauen und die Arbeitslose, die ihre Fähigkeiten nirgends gebraucht und geschätzt weiß, hat auch wenig Ambition, sich dauernd die Probleme einer hektischen Betriebsamkeit vor Augen führen zu lassen: »Gott, hab ich Streß – entschuldige, schon wieder mein Handy...«. Ihre Wut, Einsamkeit und Verzweif-

lung tragen die Kursteilnehmerinnen dann natürlich auch in die Gruppe – oft genug bringen sie auch ihre schlechten Freundinnen – die Süchte – mit, die dann ein gemeinsames Arbeiten sehr oft erschweren, wenn nicht (zumindest vorübergehend) verunmöglichen.

Was die Trainerinnen von *ibis acam & Co.* leisten, ist enorm. Sie sind explizit nicht als Psychotherapeutinnen angestellt, ihr Auftrag vom Arbeitsmarktservice ist eindeutig und zielt auf eine Integration der Arbeitslosen hin, aber auch auf eine Umstrukturierung und Erstellung einer beruflichen Perspektive. Das Schlagwort dazu ist »Personalanpassung und -entwicklung«. Dies wird in verschiedenen Bausteinmodellen erreicht: Einzel- und Gruppenberatung gekündigter Mitarbeiterinnen, Schulung, Beratung für den Betrieb, Beratung von Führungskräften (zum Teil präventiv), Motivationstraining bei den in den Unternehmen verbleibenden Mitarbeiterinnen. Die Trainerinnen müssen sich einerseits mit den individuellen Problemen der einzelnen Programmteilnehmerinnen auseinandersetzen und sinnvolle Strategien für diese Schwierigkeiten finden, sie müssen aber auch auf die Gruppenproblematik eingehen und dürfen dabei niemals den Arbeitsmarkt und ihren Auftrag vom Arbeitsmarktservice aus den Augen verlieren. Die Belastung ist eine doppelte: Das Konzept nicht aus den Augen zu verlieren, aber auch persönliche Ansprechpartnerin für die oft sehr verzweifelten Menschen sein.

Die Evaluierung durch die Kursteilnehmerinnen am Ende jedes Programmes bestätigt, daß dies zumeist gelingt. Nachbetreuungen sind Teil des Programms, aber auch außerhalb dessen gibt es immer wieder Erfreuliches, zum Beispiel, wenn nach jahrelanger Arbeitslosigkeit ein neuer Firmenvertrag gefeiert wird und die Menschen sich auch persönlich als von anderen angenommen erleben, nachdem sie in der geschützten Gruppe wieder gelernt haben, regelmäßige soziale Kontakte behutsam aufzubauen. Bleibt nur zu hoffen, daß die Organisatorinnen dieser wichtigen Arbeitslosen-Betreuungsprogramme auch genug auf sich selbst achten und regelmäßig Supervision in Anspruch nehmen, denn ohne eigene Psychohygiene werden sie das hohe Niveau ihrer Leistung nicht lange halten können.

Anmerkung

- 1 Die in diesem Artikel verwendete weibliche Form kann auch männlich gelesen werden, es sind immer Menschen beiderlei Geschlechts gemeint

Korrigendum

*Vera Treplin: Versuchte Entei-
gung. Psychotherapeutin 7 (1997)
53-71*

Seite 54 unten: Statt »Zwei Übertretungen...« hätte es heißen müssen: Meine Großmutter war im Mai 1943 ohne Stern aus dem Haus gegangen und zusätzlich auch noch mit der Straßenbahn gefahren. Diese beiden Übertretungen...

Bücher

■
*Van Mens-Verhulst, J. (Hg.) u.a.:
Töchter und Mütter. Weibliche
Identität, Sexualität und Indivi-
dualität. 238 Seiten, DM 54.-,
Verlag W. Kohlhammer 1996*

Es handelt sich um eine Sammlung von 17 Aufsätzen, die im Zusammenhang mit einem internationalen Symposium zum Thema »Daughtering and Mothering« anlässlich der 355. Jahrestagfeier der Universität Utrecht erstellt worden ist. Die Autorinnen (es sind ausschließlich Frauen!) sind Repräsentantinnen unterschiedlicher kultureller und beruflicher Felder, einige im hiesigen Sprachraum bekannt, andere gänzlich unbekannt. Überwiegend stammen sie aus den Niederlanden und den USA, sind mit feministischen Studien befaßt in den Bereichen Psychologie, Psychotherapie, Soziologie,

Sozialwissenschaften, Politik, Linguistik, Kulturanthropologie.

Die Vielfalt an kultureller und beruflicher Identität der Autorinnen läßt Neues, Interessantes erwarten, insbesondere auch, als im Vorwort von W. Mertens (immerhin einem mit dem Buch befaßten Mann) und Ch. Rohde-Dachser darauf hingewiesen wird, wie sehr es für das Verständnis von Problemen der Autonomie, Individuation und Selbstentwicklung bei erwachsenen Frauen auch der genauen Betrachtung weiblicher Entwicklung jenseits der präödpalen Zeit bedarf. Zweifellos blieb die ödpale, die adoleszente und mehr noch die erwachsene weibliche Entwicklung ein in der psychoanalytischen Betrachtungsweise vernachlässigter oder gar ihr lange Zeit entgangener Bereich. So betrachtet ist ein Buch, das die Perspektiven wechselt und der Entwicklung der Mutter in der Mutter-Tochter-Beziehung ebensoviel Platz einräumt wie der Entwicklung der Tochter, erfreulich, zukunftsweisend. Doch leider bleiben einige der Aufsätze auf Beschreibungen von Ergebnissen nicht immer ganz eindrücklicher Untersuchungen beschränkt – zu karg, um psychodynamisch genutzt werden zu können. Andere jedoch enthalten vertiefende, interpretierende Gedanken und vermitteln differenzierte Einblicke in die Besonderheiten der von zwei Seiten gestalteten Mutter-Tochter-Beziehung und der sich

darin entfaltenden Geschlechtsidentität. Besondere Erwähnung verdient z.B. der Beitrag von R. de Kanter »Töchterliche Lebensentwürfe«, in dem anhand des besonderen Beispiels der Tochter einer lesbischen Mutter die Bedeutung der Differenzierung von Mutter/Frau aufgezeigt und dem Frau-Sein die Macht der Verwandlung des Dyadischen der Beziehung in Trianguläres zugesprochen wird. Mit der postulierten Möglichkeit von Triangularität »nicht außerhalb des Körpers, der Gefühle oder Gedanken der Mutter«, sondern »im Frau-Sein der Mutter selbst«, wird auf eine wichtige Unterscheidung hingewiesen, die sowohl in der Freudschen wie auch in der Lacanschen Theorie vernachlässigt wird. Auch N. Lykke und J. Flax zeigen in ihren Beiträgen eindrücklich die Bedeutung der Entwicklung von Sexualität, sexueller Identität für die weibliche Subjektivität auf, innerhalb derer Mutterschaft bedeutsam, aber nicht das einzig Bedeutende ist.

Der Mythos »Mutter« erfährt in diesem Buch in Theorie (so auch Winnicotts »good-enough-mother«) und Praxis (des weiblichen Alltags) nicht nur eine (frauen-)befreiende Infragestellung mit der vermeintlichen Öffnung unbegrenzter Möglichkeiten, sondern neue Begrenzung, die eine andere Bedeutsamkeit wirksam werden läßt. Es wird ein Platz beschrieben innerhalb der weiblichen Welt, der dem Tochter-, Frau-, Muttersein Beweglichkeit gibt und dennoch Entwicklungsraum umgrenzt. Dieser Tenor des Buches, der durch die verschiedenen Aufsätze mehr oder weniger differenziert vertreten wird, macht es lesenswert. Es

bleibt aber die Notwendigkeit, auszuwählen. ■

Astrid Kloth, Sulzburg

■
Mitscherlich, Margarete und Rohde-Dachser, Christa (Hg.): Psychoanalytische Diskurse über die Weiblichkeit von Freud bis heute. 260 Seiten, 38,- DM, Verlag Internationale Psychoanalyse, Stuttgart 1996.

Eine renommierte psychoanalytische Fachzeitschrift, die »Psyche«, feiert ihren 50. Geburtstag. Dieses Fest ist für die Herausgeberin der Zeitschrift, Margarete Mitscherlich und die Mit-herausgeberin Christa Rohde-Dachser Anlaß, einen Band ausgewählter Beiträge aus dem zurückliegenden halben Jahrhundert erscheinen zu lassen. Dabei stellen die beiden Psychoanalytikerinnen, die für ihr Bemühen um die weibliche Psyche bekannt sind, die Weiblichkeit in den Mittelpunkt der Betrachtung. Die Bedeutung dieses Buches liegt nicht nur in der Möglichkeit, den psychoanalytischen Diskurs über die Weiblichkeit in seiner Kontinuität und Facettenvielfalt von Freud bis heute nachvollziehen zu können, sondern insbesondere auch in der Vermittlung von Veränderungen im Frauenbild innerhalb und außerhalb der Psychoanalyse. Es ist unmöglich, dieses Buch zu lesen und die Psychoanalyse der Weiblichkeit als Rand- oder Interessensgebiet (der Frauen?) zu betrachten. Zu deutlich wird – und dies mit allen Konsequenzen –, daß die weibliche Entwicklung nicht mehr als bloße Variation der männlichen Entwicklung i.S. Freuds gedacht wer-

den kann. Sie gilt als einzigartiger Prozeß, der einen anderen Charakter, eine andere Identitätsbildung bedeutet. Die Vorstellung einer spezifisch weiblichen Trieb-, Ich- und Über-Ich-Entwicklung innerhalb spezifischer Objektbeziehungen hat Folgen für geschlechtsübergreifende psychoanalytische Konzepte und trägt zu deren Differenzierung bei. In dieser Hinsicht jedoch bleiben die Autorinnen skeptisch und bedauern, daß der Diskurs bisher vorwiegend von Frauen geführt wurde und nur »allmählich auch Eingang in den Mainstream-Diskurs der Psychoanalyse findet«. Die Festschrift der Zeitschrift *Psyche* kann gleichzeitig als ein Versuch betrachtet werden, die Rehabilitation des Weiblichen unübersehbar festzuschreiben und das veränderte weibliche Selbstverständnis allgemeine Selbstverständlichkeit werden zu lassen.

Der Weg, der vom Frauenbild, wie Freud es 1925 in für Frauen kränken-der Weise gezeichnet hat, zu heutigen selbstbestimmten Weiblichkeitsentwürfen von Frauen führt, zeigt sich als verschlungener Pfad. Es droht vor allem die Gefahr, sich in Richtung altbekannter (männlicher) Standorte zu verirren, die zwar gesichert sind, aber kein eigentlich weiblicher Platz. So ist verständlich, daß es zunächst ausschließlich Frauen sind, die die Auseinandersetzung hierüber als lohnenswert erachten. Es fällt auf, daß interessante psychoanalytische Weiblichkeitstheorien von ihnen oft vorsichtig als »Gedanken zu...« oder »Bemerkungen über...« publiziert werden und daß eine Auseinandersetzung ohne Bezugnahme auf die Freudsche Theorie bis heute kaum denkbar scheint.

Im einzelnen sind es 11 Aufsätze, über die der Leser an der Chronologie der Kontroverse teilhaben kann. Der chronologische Ordnungsgesichtspunkt der Autorinnen zeigt sich auch interessant unter dem Gesichtspunkt der sich allmählich entwickelnden Mehrfach-Interpretationen von psychoanalytischen Begriffen, wie z.B. dem des Penisneides, die dann als Metaphern auch für die Theorieentwicklung verwendbar werden. Der Diskurs beginnt schon in den zwanziger und dreißiger Jahren mit Karen Horney. Sie distanziert sich vom Freudschen Konzept der Frau als »un homme manqué« und stellt dem gegenüber die angeborene Weiblichkeit des Mädchens, die spezifischen Reifungsprozessen unterliegt. Zusammen mit Jeanne Lampl-de Groot und Lilian Rotter, Psychoanalytikerinnen, die in der Folge beide auf jeweils unterschiedliche Weise die Bedeutsamkeit der präödpalen Mutter-Tochter-Beziehung für die Weiblichkeitsentwicklung des Mädchens favorisieren, wird sie richtungsweisend. Der frühe Diskurs erhält seine Prägung insbesondere durch den »sozialen Wandel« der weiblichen Geschlechtsrolle. Als Vehikel für Veränderung geht er in die Theorien ein und schafft Perspektive. Später, in den siebziger und achtziger Jahren, findet sich zunehmend auch wieder ein Rückgriff auf die Bedeutung von Körperlichkeit und Genitalität. Besonderheiten in der Mutter-Tochter-Beziehung, die der Gleichgeschlechtlichkeit entspringen, finden Beachtung. Harriet E. Lerner (1976) und Doris Bernstein (1990) sind Repräsentantinnen für die Bedeutsamkeit einer differenzierten Wahrneh-

mung der weiblichen Genitalien in der Mutter-Tochter-Beziehung und die – bedingt durch die weibliche Anatomie und Frauenrolle – hierbei auftretenden Schwierigkeiten und sich entwickelnden spezifisch weiblichen Ängsten. Erst in jüngster Zeit erhält dann die vorübergehend vernachlässigte Beziehung des Mädchens zum Vater/Mann in der Theorie neue Bedeutung. Jessica Benjamin (1992) betont die Wichtigkeit des Vaters in zweifacher Weise. Nicht nur der Vater als begehrtes Objekt, nicht nur die erotische Liebesbeziehung zu ihm, ist für die Entwicklung des Mädchens bedeutend, sondern ebenso der Vater als Subjekt des Begehrens, die Identifizierungsliebe. Es bleibt unübersehbar, daß mit diesem Aufsatz zwar das Buch endet, nicht aber der Diskurs enden wird.

Das Buch ist nicht einfach zu lesen. Es verlangt von LeserInnen sich in den jeweils zeitlichen und damit auch zeitgemäß fachlich-wissenschaftlichen und fachlich-atmosphärischen Kontext der einzelnen Psychoanalytikerinnen hineinzubegeben. So bedeutet, sich Zugang zu diesem Buch zu verschaffen, gleichzeitig, den psychoanalytischen Diskurs über die Weiblichkeit zu würdigen. Es lohnt sich. ■

Astrid Kloth, Sulzburg

■
Stemann-Acheampong, Susanne:
Der phantastische Unterschied.
Zur psychoanalytischen Theorie
der Geschlechtsidentität. 308
Seiten, 48,- DM, Vandenhoeck &
Ruprecht Göttingen 1996.

Wunsch der Autorin ist es, mit einer sozialwissenschaftlichen Dissertation über die Entstehungsgeschichte des Phallussymbols und seines Bedeutungskontextes »ein nicht allzu akademisches Buch« zu schaffen. Dies ist ihr gelungen. Über ca. 200 Seiten hinweg verfolgt die Autorin anhand schlichter Fragen, ihr Anliegen. Ihre direkte, manchmal etwas detektivisch anmutende Art des Forschens erweist sich als äußerst prägnant. Sie informiert, ohne ausschweifend zu werden und sie vertieft Wissen, ohne sich im Detail zu verlieren. Nachteilig macht sich dabei bemerkbar, daß sie viele interessante Gedanken und ergänzende literarische Textstellen nicht in die eigene Arbeit zu integrieren vermochte, sondern zum Anhang machte. 325 Fußnoten, die dann als Anmerkungen über insgesamt 100 Seiten ausgeführt werden, verkomplizieren das Lesen unnötigerweise. Beginnend mit einer kritischen Betrachtung der Freud'schen Verknüpfung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes mit der psychischen Geschlechterdifferenz kommt sie über den Weg fragender Hinzuziehung späterer, insbesondere auch präödipler Theorien zur Geschlechterdifferenz der Vermutung näher, daß dem Phallussymbol eine Vermischung von psychischen Bildern und körperlichen Fakten, von innerer und äußerer Realität zugrunde liegt. Sie macht deutlich, wie sich ungenaue

Wahrnehmungen zu Vorurteilen verdichten, die auch in psychoanalytische Theorie Eingang gefunden haben. In ihrer Arbeit nimmt sie nun eine sukzessive Entwirrung vor, mit der sie sich von manch feministisch-psychoanalytischer Betrachtungsweise unterscheidet. Weder die Anklage noch die Gegenrede zu in alter Tradition stehender Theorie sieht sie als ihre Sache an. Es ist eher eine Art »Aufklärung« die sie leistet und deren Nutzen sie zunächst einmal im veränderten Verständnis sieht. Mit Begründungen, die sie aus den Funktionsgesetzen kindlicher Psyche in der Entwicklungsphase präödpaler Triangulierung hervorgehen läßt, zeigt sie auf, daß die symbolische Gestalt des Phallus ein Phantasiegebilde ist. Sie versteht den Phallus als Fiktion, ordnet ihn dem Bereich der Illusion zu, ohne seine Bedeutsamkeit zu schmälern, die für die männliche und die weibliche Entwicklung eine unterschiedliche ist. Sie zeigt auf, daß das Bild des Phallus für beide Geschlechter im frühen Triangulierungsprozeß eine organisierende Funktion hat. Es verdichten sich in ihm unterschiedliche, auch gegensätzliche Tendenzen, Affekte und Erfahrungen zu einer symbolischen Gestalt. Ihre Aussage, daß der Phallus seine spezifische Bedeutung immer erst in der spezifischen Beziehungsdynamik erhält, macht ihn flexibel, vielfältig und therapeutisch nutzbar. Anders als im sattsam bekannten orthodoxen Bedeutungsfeld verweist er – gemäß der Autorin – sowohl auf die frühe Bindung an die Mutter als auch auf Trennung von ihr. Er wirkt in der kindlichen Entwicklung wie ein Übergangsobjekt, knüpft an faktische

Gegebenheiten an, geht gleichzeitig aber auch darüber hinaus, wie eine Hoffnung, Wunscherfüllung oder auch Bedrohung und erhält so sinngebende Funktion. Diesen interessanten Gedankengang versucht die Autorin durch Erkenntnisse, zu untermauern, die sie den Abweichungen vom Normalfall, klinischem Material zu Perversionen entnimmt. Wenngleich dieses Kapitel ihres Buches zu den interessantesten gehört, sind manche Rückschlüsse auf vermeintliche Normalität nicht ganz unproblematisch. Von der Bedeutung des Phallus beispielsweise in Theorie und Analyse der Transsexualität auf eben diese in nicht pathogenen Entwicklungen zu schließen, sollte allenfalls sehr vorsichtig, hypothetisch geschehen.

Die Tendenz der Autorin, zu weit zu greifen, taucht dann auch noch einmal in ihrem »Nachwort für psychoanalytische Fachleute« auf. Sie meint nämlich, daß die Psychoanalyse – unter bestimmten Voraussetzungen – ihre Theorie zur Entwicklung der Geschlechtsidentität und zum Phallus-Symbol vorantreiben und differenzieren könnte, »wenn sie die Themen und Mechanismen der perversen, künstlerischen und kindlichen Schöpfungen genauer danach befragen würde, was sich an ihnen ablesen läßt über die Entstehung beziehungsweise Erschaffung des Phallus und der (mit) definierten Geschlechtsidentität«. Voraussetzung für die Verwirklichung solch großer Pläne ist ihrer Meinung nach »eine psychoanalytische Theorie der Kreativität, die die Dynamik der schöpferischen Leistung in ihrer ganzen Komplexität erfaßt«. Es fragt sich,

was an Kreativem bleibt, wenn es erst einmal in seiner ganzen Dynamik theoretisch erfaßt wird?

Fazit: Kritisch gelesen, ein durchaus interessantes Buch. ■

Astrid Kloth, Sulzburg

■

Wolfgang Hantel-Quitmann:
»Beziehungsweise Familie –
Arbeits- und Lesebuch Familien-
psychologie und Familientherapie«
Band 1 »Metamorphosen«, 251 S.,
DM 38.-/öS 278.-/sFr 35.- und
Band 2 »Grundlagen«, 228 S.,
DM 35.-/öS 256.-/sFr 32.50,
Lambertusverlag, Freiburg 1996

Hantel-Quitmann, Professor für Familienpsychologie und Ausbilder in Familientherapie, hat ein Basiskompendium geschrieben. Seinem Anspruch, eine auch für an Familien interessierte Nicht-Fachleute lesbare Einführung in die Familienpsychologie und Familientherapie zu schreiben, wird er vor allem im ersten Band gerecht. Mit literarischen Beispielen aus der Antike bis hin zur Moderne angereichert, skizziert er verschiedene (»normale«) Entwicklungsphasen von Familien und geht auf verschiedene Theorien, Untersuchungen und Behandlungsansätze aus Perspektive verschiedener einzel-, paar- und familientherapeutischer Schulen ein. Hier versucht er quasi eine »Entwicklungspsychologie der Familie« zu entwerfen. Im zweiten Band zeigt der Autor die Entwicklung der Familientherapie mit ihren verschiedenen Schulen und historischen Protagonisten auf. In dem Kapitel über mehrdimensionale Familiendiagnostik

erläutert er Probleme und Dimensionen der Familiendiagnostik. Aus dem Vergleich mit der anfänglich als revolutionäres Allheilmittel idealisierten Psychoanalyse weist er auf Parallelen der Idealisierung der Familientherapie hin. Teilweise sei es zu einer mystischen Überhöhung gekommen, die der Fortentwicklung der Familientherapie im Wege stehe. Hantel-Quitmann fordert eine wissenschaftliche Fundierung der Familientherapie durch eine Familienpsychologie, eine kritische empirische Überprüfung und eine Rückkehr der Familientherapie zu ihren psychoanalytischen und humanistisch-psychologischen Wurzeln unter Integration systemischer und konstruktivistischer Erkenntnisse. Ein solides Buch, das den Stand der Entwicklung in Deutschland wiedergibt. Ein »Lese muß« ist es allerdings nicht. ■

Mariele Ritter-Gekeler

■

Eska, Georg: Schall und Klang.
Wie und was wir hören.

Birkhäuser, Basel 1997. DM 49.80

Hinter der alltäglichen Erfahrung des Hörens verbirgt sich ein komplexes Zusammenspiel von Physik, Anatomie und Gehirn. Wir können sogar Töne »hören«, die nie unser Ohr erreicht haben, das Gehirn ergänzt die fehlenden Frequenzen. Der Autor führt zunächst durch die physikalischen Merkmale von Schall, dann erläutert er die trickreiche Konstruktion unseres Ohres und stellt im dritten Teil die psychoakustischen Phänomene in den Vordergrund. Ein weiteres genußvolles Wissenschaftsbuch aus dem generell empfehlenswerten Ver-

lag. Auch für interessierte Laien verständlich. Die immer besser erforschten Zusammenhänge von Psyche, Physik und Medizin lassen auch hier

ein neues, auf selbstverständliche Weise ganzheitliches Bild vom Menschen entstehen. ■

Doris Cech, Wien

Der Blick auf andere Bücherregale

■
Frauen im zwölften Jahrhundert
 Duby, Georges:
Héloïse, Isolde und andere
 Duby, Georges:
Mütter, Witwen, Konkubine
 Duby, Georges: *Eva und die*
Prediger (Frühjahr 98)
 alle S. Fischer Verlag, je 34,- DM

Georges Duby war ein großartiger Historiker, dem auch die Gabe des Wortes gegeben war. In dieser Trilogie versucht er, Licht in ein Dunkel zu bringen und uns zu zeigen, welche Frauen sich in den fürstlichen Gewändern verbergen, in welchen sie ihre Auftritte hatten und wie Frauenleben damals eigentlich waren. Anhand von Texten, die der Autor neu liest, rekonstruiert er das damalige Wertesystem, das die Frauen nahezu unsichtbar machte. Und doch waren diese unsichtbaren Wesen natürlich lebendig und trugen sicher das ihre dazu bei, daß die damaligen Herren und Fürsten ihre öffentliche Arbeit wohlbetreut wahrnehmen konnten: Psychotherapeutinnen des Alltags wahrscheinlich auch unsere Schwestern aus ferner Zeit.

■
 Cavarero, Adriana:
Platons Töchter
Frauengestalten der antiken
Philosophie. Rotbuch, 16,90 DM

Eine scheinbar moderne Erscheinung auf dem Markt der therapeutischen Angebote sind die philosophischen Praxen, die Lebenshilfe aus philosophischer Sicht anbieten. Die antiken Geschichten und ihre Gestalten stehen für Probleme oder allgemeingültige Ereignisse. Das erwähnte Buch greift aus dieser Fülle der Frauengestalten in Platons Werk vier heraus, stellt sie uns vor und interpretiert ihre Erscheinung in dem von Platon gewählten Kontext neu. Ein kleiner wissenschaftlicher Apparat rundet das Büchlein ab.

■
 Kulturanthropologinnen
 im Dialog
 Ein Buch für und mit
 Ina-Maria Greverus
 Ulrike Helmer Verlag, 39,80 DM

Das Buch ist der bekannten Ethnologin anlässlich ihrer Emeritierung gewidmet. Die Autorinnen schreiben über »weibliches Forschen, Lernen und Lehren, über neue Perspektiven einer unter Legitimationsdruck geratenen Wissenschaft vom Menschen«. Nicht nur diese »Wissenschaft vom

Menschen« spannt den Bogen zur Psychotherapie, auch die Kapitelüberschriften lassen Nähe zwischen den beiden Berufen ahnen: Das Andere, das Umgebung schafft; Dispersed Realities and the Relational Voice; Umwege des Verstehens; usw. Entstanden ist ein anregendes Buch, das den Blick auf ein anderes Bücherregal sicher lohnt.



*Zeltner, Eva: Mut zur Erziehung
dtv, 16,80 DM*

Erzieherinnen und Erzieher sind u.a. auch mit unserem Hefttitel gemeint. Dieses Buch greift ein Problem auf, mit dem sich viele Mütter, Väter, Lehrerinnen und Lehrer konfrontiert sehen: herangewachsen in einer autoritären Erziehungssituation möchten sie diese Haltung keinesfalls selbst ausstrahlen. Und doch müssen Grenzen sein, muß manchmal ein Machtwort gesprochen werden. Die Autorin – Psychologin und Mutter – beleuchtet die Herausforderung »Erziehung« aus ihrer großen Erfahrung heraus und macht differenziert »Mut zur Erziehung«.



*Drolsbagen, Ebba D.:
Des Körpers neue Kleider
Die Herstellung weiblicher
Schönheit
fibu, 16,90 DM*

Der Titel spricht für sich und ergänzt den einen Heftbeitrag durch eine ironische Bestandsaufnahme der Techniken, die frau braucht, um sich dem heutigen Schönheitsideal anzunähern.



*Ein brauchbares Wesen –
die Frau im Pfarrhaus
Lebensgeschichten aus sechs
Jahrzehnten
Wichern, 28,- DM*

24 Lebensläufe mit Geburtsdaten zwischen 1901 und 1961: das ergibt ein facettenreiches Bild der vielfältigen Formen eines Pfarrfrauenlebens. Es werden auch die Veränderungen sichtbar, die in den 60 Jahren möglich wurden: der gesellschaftliche Wandel in den Beziehungen von Mann und Frau hat auch vor der besonderen Rolle einer Pfarrfrau nicht halt gemacht. Es gibt Frauen, die haben einen eigenen Beruf, andere übernehmen den aufgezungenen, nicht anerkannten Beruf. Zwischen »keine Frage, auch das Amt zu heiraten« und der bitteren Geschichte einer geschiedenen Pfarrfrau sind Welten, die von der Herausgeberin mit viel Feingefühl zusammengetragen wurden.



Beatrice Alder

Die Autorinnen

- Beatrice Alder
Das Narrenschiff GmbH
Schmiedenhof/Gerbergasse 22
Postfach, 4001 Basel
Buchhändlerin
- Hanna Bauer
Wiesenstraße 11
D-73650 Winterbach
Pfarrfrau i.R.
- Dr. Doris Cech
Venediger Au 4
A-1020 Wien
Politologin, Psychologin in Ausbildung.
- Irene Dill
Issue Design
Unterer Heuberg 21
4051 Basel
Mode-Designerin
- Vreni Diserens
VASK
Postfach 6161
8023 Zürich
Präsidentin des Vereins der Angehörigen Schizophreniekranker Zürich
- Rita Dolder
Korrespondenz über die
Psychotherapeutin
- Univ. Doz. Dr. phil.
Irmgard Eisenbach-Stangl
Ludwig Boltzmann-Institut für
Suchtforschung
Mackgasse 7-11
A-1237 Wien
Soziologin und Gruppenpsychoanalytikerin
- lic. phil. Regina Grieder-Winzeler
IV-Stelle Basel-Stadt
Lange Gasse 7
4002 Basel
Psychologin, Berufsberaterin
- Sieglinde Hoffmann-Richter
Pfarrstraße 22, D-70736 Fellbach
Pfarrfrau i.R.
- Dipl.-Psych. Astrid Kloth
Institut für Psychoanalyse und
Psychotherapie
Kaiser-Joseph-Straße 239
D-79098 Freiburg
Diplom-Psychologin und
Lehranalytikerin
- Danaé von Orelli
Nadelberg 37
CH-4051 Basel
Lehrerin an der Orientierungsschule

Dr. Reinhild Pickl

Irene Wirz

und freischaffende Künstlerin
(Creation Danaé)
Wallnerberg 24
D-93077 Bad Abbach
Fachärztin für Neurologie,
Psychotherapie
Gasstrasse 69
CH-4056 Basel
Psychiatrieschwester,
Erwachsenenbildnerin